32101 071962193

Presented by

Kienbusch-Feldman Collection

Kollektion Behr

Kleist
Briefe

2. Auflage

B. Behr's Verlag, Berlin
1908

Heinrich von Kleist

Briefe an seine Schwester Ulrike

Mit Einleitung, Anmerkungen, Photogrammen

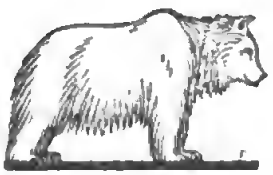
und einem Anhang:

Aus dem Tagebuche Ludwig von Brocke's

Herausgegeben von

S. Rahmer

Zweite Auflage



Berlin
B. Behr's Verlag

Digitized by Google

PT 2379
.A35 K5
1904

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Die Briefe Heinrichs von Kleist an seine Stiefschwester Ulrike, die schon Ed. von Bülow (1848) als „die natürlichste und wichtigste Quelle“ für die Lebensgeschichte des Dichters vorahnte, sind bis heute das Fundament der Kleistforschung geblieben, das Spiegelbild seiner geistigen, sittlichen und literarischen Entwicklung. Sie sind das einzige Dokument aus dem Leben Kleists, welches seine Familie der allgemeinen Kenntnis und der wissenschaftlichen Forschung überlassen hat. Dr. A. Koberstein hat die Briefe — nicht ganz im Sinne der Familie — im Jahre 1860 in dem Verlage von C. H. Schröder, Berlin, veröffentlicht; er verdankte die Einsicht in die Briefe dem Umstande, daß sein Vater, als Prediger auf dem Gute der Familie von Stojentin, die mit der Kleistschen verschwägert war, intime Beziehungen zu beiden unterhielt. Auf diese Weise erschloß sich fast ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode der Forschung eine neue Quelle, welche die Nachrichten über das Leben und die Schicksale des Dichters nach deren äußerem Verlaufe wesentlich ergänzte, in vielen Punkten berichtigte und einen ungeahnten, tiefen Einblick in sein

Digitized by Google

Inneres, in seine Seelenkämpfe und -Leiden ermöglichte.

Die Brieforiginale schienen mit der Veröffentlichung Kobersteins verschwunden; wenigstens ist in den Jahrzehnten, die seitdem verflossen oder doch seit der Zeit, in welcher eine regere Kleistforschung einsetzte, immer von neuem und von den verschiedensten Seiten im In- und Auslande nach diesen einzigartigen Dokumenten gesucht worden, die sich nach Form und Inhalt weit über das Niveau dessen erheben, was wir sonst in persönlichen Bekenntnissen suchen. Nach langen Bemühungen ist es mir geglückt, das Konvolut von Briefen, das Koberstein vorgelegen, genau in der Anordnung, die er ihnen gegeben, einzusehen und mit seiner Veröffentlichung zu vergleichen. Die Briefe wurden seit dem Tode der Briefempfängerin in der Familie von Schönfeld aufbewahrt; Ulrike hatte sie ihrer Nichte, die sie bis zu ihrem Tode gepflegt hatte, hinterlassen, nachdem sie die Briefe, deren Bedeutung sie erkannt hatte, offenbar für die Veröffentlichung geordnet, redigiert teilweise sorgfältig ausgestrichen und durch Abschriften ergänzt hatte. Die Originale befinden sich bis heut auf dem Gute Werben bei Kottbus, welches der Familie von Schönfeld gehört, und der gegenwärtige Archivrat hat sie mir in dankenswerter und entgegenkommender Weise zur Einsicht und Kenntnisnahme zur Verfügung gestellt.

Es sind Gründe mannigfacher Art, die mich bestimmen, die Briefe in einer neuen Ausgabe herauszubringen. Kleinere und umfangreiche Briefstellen sind von Koberstein aus persönlichen Rücksichten fortgelassen worden. Bei dem großen Interesse, das die

Kleiſtforſchung ſelbſt den geringfügigſten neuen Funden zuwenden muß — bleibt doch das Thatſachenmaterial immer nur ein dürftiges — erſcheint mir die Wiederherſtellung ſolcher Briefſtellen von Wichtigkeit inſofern, als ſie das biographiſche Material ergänzen, Irrtümer beſeitigen, die pſychologiſche Kenntnis vertiefen und den Briefen äußerlich einen intimeren Charakter verleihen. Auch dadurch war ich imſtande die Koberſteinſche Veröffentlichung zu ergänzen, daß ich einige mit großer Sorgfalt ausgeſtrichene Worte und ganze Zeilen in den Briefen wiederherſtellte. Unter den vernichteten Stellen iſt die umfangreiche in dem Briefe aus Dresden vom 25. Oktober 1807 beſonders wichtig, weil ſie, wie ſchon Zolling bemerkt, „in ihrer leidigen Zerſtörung doppelt verfänglich“ wirkte und zu den verſchiedenartigſten und kompromittierendſten Auslegungen Veranlaſſung bot. — Sehr inkonſequent und willkürlich verfuhr Koberſtein mit den vom Briefſchreiber ſelbſt ausgeſtrichenen Briefſtellen. Während er alle übrigen Stellen ignorierte, hat er des Dichters eigenes Urteil über die Schroffenſtein-Tragödie: „es iſt eine elende Scharteke“, obgleich Kleiſt die Stelle ausgeſtrichen, in den Brieftext aufgenommen. Ich habe die ausgeſtrichenen Briefſtellen genau als ſolche bezeichnet und in Fußnoten wiederhergeſtellt. — Koberſtein hebt in der Einleitung hervor, daß ſeinem Drucke die ſorgfältigſte Vergleichung der Korrekturbogen mit den Blättern vorausgegangen iſt, wie ſie von Kleiſts eigener oder ſeiner Schweſter Hand beſchrieben ſind. Wenn man auch zugeben muß, daß die Koberſteinſche Publikation eine ſorgfältige iſt, ſo hat er doch, wie ein oberflächlicher Blick in die Briefe lehrt, ganz ſelbſtändig, was Orthographie,

Interpunktion und Grammatik anbelangt, vieles an ihnen geändert. Ich habe auch nach dieser Richtung versucht, einen dem Original getreueren Abdruck herzustellen. —

Abgesehen von diesen Gründen, die in den Mängeln der ersten Publikation liegen, veranlaßte mich zu der neuen Ausgabe der Umstand, daß das Koberſteinsche Buch seit langem von der wissenschaftlichen Forschung überholt ist. Zahlreiche Arbeiten haben sich mit den Kleist-Ulrike Briefen beschäftigt und haben viele Inkorrektheiten in der Anordnung der Briefe nachgewiesen, manche Ergänzungen in ihrer Datierung 2c. geliefert. Die Arbeiten von Bormann, Brahm, Hoffmann habe ich meiner Publikation zugrunde gelegt. — Auch die ergänzenden und erklärenden Notizen und Anmerkungen, welche die persönlichen Beziehungen erklären sollen, stehen bei Koberstein nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft. Die kurzen Notizen und Erklärungen, die ich meiner Ausgabe beigefügt habe, beziehen sich besonders auf solche Personen, die dem Dichter nahestanden, und die in seinem Leben eine bemerkenswerte Rolle gespielt haben. Ich habe hierzu die Arbeiten anderer benutzt und auch eigene Forschungsergebnisse, auf die ich an anderem Orte eingehender zurückkommen werde.

Das Material, das meiner Arbeit zugrunde liegt, ist dasselbe, welches Koberstein benutzte. Die Briefe stammen sämtlich von Kleists Hand; nur der letzte Absatz des Briefes Nr. 24, der Brief Nr. 41 und Nr. 50 liegt in einer Kopie der Briefempfängerin vor. Die Veröffentlichung des Briefabschnitts Nr. 24 durch Weisstein nach dem Original zeigt, daß die Kopie

der Schweſter eine ſorgfältige iſt, und daß die Abweichungen bei Koberſtein ihm ſelbſt zur Laſt fallen. Wir dürfen danach annehmen, daß auch die übrigen Abſchriften einer Ausgabe, die nicht eine ſtreng kritiſche ſein ſoll, genügen.

Eine wortgetreue Wiedergabe der Briefe ſtößt auf große Schwierigkeiten. Die eigenartige und häufig flüchtige Handſchrift läßt die Buchſtaben ſchwer auseinanderhalten; namentlich die Endſilben ſind ſehr oft gar nicht zu deuten; es iſt gewöhnlich ganz unmöglich zu ſagen, ob am Ende des Wortes ein einfaches „s“ oder „es“, ein „m“ oder „n“ ꝛc. ꝛc. ſtehen ſoll. Es iſt verſtändlich, daß der gewiß ſorgſame Koberſtein in dem Namen „Brockes“ das ck immer als einfaches k gedeutet hat. Eine ſtreng kritiſche Wiedergabe wäre nach meiner Anſicht ſehr oft gezwungen, hinter ein Wort ein Fragezeichen zu ſetzen oder eine ergänzende Fußnote beizufügen. Koberſtein hat die Schwierigkeiten, die ſich hieraus ergeben, dadurch umgangen, daß er in voller Freiheit die eigenartige Schreibweiſe Kleiſts änderte, nach mancher Richtung korrigierte und noch mehr moderniſierte. Die Interpunktion ebenſo wie die Orthographie änderte er mit größter Willkür. Ich verfuhr in der Weiſe, daß ich die Worte, bei denen ein Zweifel nicht obwalten konnte, getreu nach dem Original wiedergab, und daß ich auch an der eigenartigen Interpunktion nichts änderte. Trotz der häufigen Verſtöße gegen Orthographie, Grammatik und Interpunktion wird der vorurteilsfreie Leſer zweifellos die Überzeugung gewinnen, daß der Vorwurf, Kleiſt habe die deutſche Sprache nicht beherrſcht, ein unberechtigter iſt.

Die Handſchrift des Briefſchreibers, von der die

beiden dem Buche beigefügten Photogramme ein Bild geben, zeigt in den verschiedenen Lebensabschnitten und unter bestimmten Umständen bezeichnende Wandlungen. Im ersten Briefe ist sie ungemein zierlich, sorgfältig, eng, elegant; schon im nächsten Briefe wird sie flüchtiger, breiter, ausgeschriebener; man merkt der Schrift an, daß bei weitem nicht die große Sorgfalt des ersten Briefes auf sie verwendet ist. So hält sich die Handschrift, die durchgehend ihre charakteristischen Merkmale zeigt, bis zu dem Brief 19, der Herrn von Pannwitz die Erkrankung in Bern meldet. Die Handschrift ist sehr verändert, sie ist groß und steil; der kurze Brief ist offenbar sehr mühselig geschrieben und mit stark zitternder Hand; er zeigt die Handschrift eines schwer erkrankten und geschwächten Menschen. Noch drei Monate später in dem folgenden Briefe (Nr. 20) verrät die Handschrift eine große krankhafte Schwäche; alles ist ungleichmäßig, die Zeilen unregelmäßig — kein Zweifel, der Briefschreiber hat eine schwere und langwierige Krankheit überstanden. Einen Monat später ist wohl die Handschrift kräftiger, deutlicher und größer geworden, aber erst in dem Briefe Nr. 24 erkennen wir die alten regelmäßigen Schriftzüge wieder. Vom Dezember 1804 bis zum Herbst 1806 sind Briefe nicht vorhanden; der Brief aus dieser Zeit (Nr. 36) zeigt eine vollständig veränderte Handschrift, so daß sie auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist und erst bei genauerem Studium die früheren charakteristischen Merkmale zeigt. So hält sich die Schrift bis zu dem letzten am Todestage abgefaßten Briefe, der besonders fest, sicher und sorgfältig geschrieben ist. Alles in allem: eine Handschrift, die sich allen Stimmungen

des Briefschreibers sehr empfindlich anpaßt, die große Schwankungen und Wandlungen zeigt, die aber einen krankhaften Zug oder ein pathologisches Merkmal an keiner Stelle aufweist.

Als vor mehr als vier Jahrzehnten Koberstein die Briefe Kleists an seine Schwester der Öffentlichkeit übergab, konnte er mit Genugthuung darauf hinweisen, daß er damit die großen Lücken in seiner geistigen und sittlichen Entwicklung sehr wesentlich und authentisch ausfüllte, und daß er der wachsenden Gemeinde der Kleistverehrer eine Ergänzung seiner Werke von unschätzbarem Werte lieferte. Trotz aller eifrigen Forschungen hat sich das Dunkel, welches die Persönlichkeit Kleists umhüllt, noch nicht soweit gelichtet, daß es möglich wäre, alle Fäden, die ihn mit der Außenwelt verknüpften, klarzulegen, alle Andeutungen in den Briefen zu erklären — kurz einen erschöpfenden Kommentar zu den Briefen zu liefern. Nach dieser Richtung wird auch heute noch jede neue Ausgabe der Kleistbriefe ihre Lücken aufweisen müssen. Wenn ich trotzdem an die Aufgabe herantrat, den wichtigsten Teil aller Kleistbriefe in einer neuen Form herauszugeben, so geschah es in dem Bewußtsein, daß eine zeitgemäße Ergänzung und Verbesserung der großen Gemeinde der Verehrer und der Forschung von Nutzen sein muß.

Berlin SW. im September 1904.

1.

Eſchborn*), den 25. Februar 95.

Liebe Ulrique

ein Geſchenk mit ſo außerordentlichen Aufopferungen von Seiten der Geberin verknüpft, als Deine für mich geſtrickte Weſte, macht natürlich auf das Herz des Empfängers einen außerordentlichen Eindruck. Du ſchlägſt jede Schlittenfahrth, jede Masquerade, jeden Ball, jede Comoedie aus, um, wie Du ſagſt, Zeit zu gewinnen, für Deinen Bruder zu arbeiten; Du zwingſt Dir eine Gleichgültigkeit gegen die für Dich ſonſt ſo reizbaren Freuden der Stadt ab, um Dir das einfachere Vergnügen zu gewähren, Deinen Bruder Dich zu verbinden. Erlaube mir, daß ich hierinn ſehr viel finde; mehr, — als gewöhnlich dergleichen Geſchenke an wahrem inneren Werth in ſich enthalten.

*) Dorf im naſſauiſchen Amte Höchſt.

Gewöhnlich denkt ſich der Geber ſo wenig bey der Gabe, als der Empfänger bey dem Danke; gewöhnlich vernichtet die Art zu geben, was die Gabe ſelbſt vielleicht gut gemacht haben würde. Aber Dein Geſchenk heiſcht einen ganz eignen Dank. Irre ich nicht, ſo hältſt Du den Dank für überflüſſig, für gleichgültig, oder eigentlich für geſchmacklos. Auch haſt Du in gewiſſer Rückſicht recht, wenn Du von jener Empfindung ſprichſt, die in dem Munde einer gewiſſen Art von Menſchen weiter nichts als der Klang einer hohlen Schelle iſt. Was mich dahin leitet Dir zu danken, iſt aber eine ſehr natürliche Empfindung, iſt blos Folge Deines glücklich gewählten Geſchenks. Es flößt mir die wärmſte Erkenntlichkeit gegen eine Schweſter ein, die mitten in dem rauſchenden Gewühl der Stadt, für deren Freuden ſie ſonſt ein ſo fühlbares Herz hatte, an die Bedürfniſſe eines weit entfernten Bruders denkt, nach einem jahrelangen Schweigen an ihn ſchreibt, und mit der Arbeit ihrer geſchickten Hand, den Beweis ihrer Zuneigung ihm giebt. Du ſiehſt wenigſtens, liebe Ulrique, daß ich den Werth Deines Geſchenkes zu ſchätzen weiß, und ich wünſche mir Glück, wenn ich Dich davon überzeugt habe. —

Gustchens [1] Brief, und der Brief von der Tante Massow [2] und der Nogier [3] haben mir ein gleich lebhaftes Vergnügen gemacht. Sie beweisen mir alle eine gleiche Theilnahme an meiner Lage, und ich muß meine Erkenntlichkeit theilen. Der Brief von der gnädigen Tante enthält die Verwunderung daß ich das Geld durch den Kaufmann Meyer noch nicht erhalten habe; auch mir ist der Vorfall unbegreiflich, und ich würde den Rath der Tante, an ihn zu schreiben, gern befolgen, wenn ich nur den Ort seines Aufenthaltes wüßte. Das Paket, worinn die Strümpfe von der Nogier und noch andere Wäsche war, nebst die Briefe vom 21 [4] Decbr. 1794 habe ich durch die Post erhalten; um so mehr ist es mir unerklärbar, warum der Kaufmann Meyer nicht zugleich das Geld abgeschickt hat. Ich verliere dabey zwar nichts, denn der Cap. v. Franckenberg ist so gnädig mir meine Zulage, selbst in seiner Abwesenheit auszahlen zu lassen; allein ich fürchte für eine Verwirrung mit den Geldern. Doch wird sich das alles wohl mit der nächsten Messe heben. —

Die Nähe unserer Abreise nach Westphalen hindert mich daran, die Briefe von der Tante und der Nogier

zu beantworten; einige nicht unwichtige Geſchäfte erhalten mich dieſe kurze Zeit über, ſo ziemlich in Bewegung. Dagegen wird die erſte Zeit der Ruhe, die wir in Weſtphalen genießen, mir Gelegenheit geben, meine Pflicht zu beobachten. Ich hoffe auch von da aus zugleich die Nachricht von meinem Avancement abſchicken zu können; der Marſch hat eine Aenderung darin gemacht, ſonſt wäre ich vielleicht jetzt ſchon Officier. Es macht mir indeſſen eine herzliche Freude, zu hören, daß Leopold[4] ſchon ſo früh zum Officier reift. Der Stand, in den er bisher gelebt hat, führt ſo manches Unangenehme, ſo manche Unbequemlichkeit mit ſich, die ſein junges Alter, vielleicht zu ſehr angreifen würden. Auch hat ihm der Feldzug gegen die Pohlen genug mit Erfahrungen bereichert um einige Anſprüche auf dieſe Stelle machen zu können. Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier ſo unmoraliſch tödten, mit menſchenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können!

Und nun nur noch ein Paar Worte: Ein Auftrag, mich der gnädigen Tante, der Fr: u. Frl: von Gloger,[5] dem Protzenſchen Hauſe,[6] der Bonne, Martinin,[7] Guſtchen, mit deren Brief ich für diesmal nicht ganz

zufrieden bin, und allen meinen Geſchwiſtern zu empfehlen: Die Bitte, mein jetziges Schreiben bald zu beantworten, und: Die Verſicherung, meiner unveränderlichen herzlichen Freundſchaft.

Heinrich.

2.

(Schon äußerlich und der Form nach documentirt ſich das folgende Schreiben nicht als Brief, ſondern als ſelbſtändige philoſophiſche Abfaſſung. Das Papier hat ein anderes Format und iſt viel dicker und feſter als Kleiſt's übliches Briefpapier. Es fehlt Kleiſts Unterſchrift, ſowie die Angabe des Ortes, wo und der Zeit, wann zu das Schriftſtück abgefaßt iſt. Zweifellos iſt es in Frankfurt a/O. geſchrieben und zwar im Mai, ſpäteſtens Juni 1799.)

Wenn ich von Jemandem Bildung erhalte, mein liebes Ulrikchen, ſo wünſche ich ihm dankbar auch wieder einige Bildung zurückzugeben; wenn ich aus ſeinem Umgange Nutzen ziehe, ſo wünſche ich, daß er auch in dem meinigen einigen Nutzen finde; nicht gern möchte ich, daß er die Zeit bei mir verlöre, die ich bei ihm gewinne.

Wie lehrreich und bildend Dein Umgang mir iſt, wie vielen wahren Vortheil Deine Freundſchaft mir gewährt, das ſcheue ich mich nicht, Dir offenherzig mitzutheilen; vielmehr es iſt recht und billig, daß ein Wohlthäter den ganzen Umfang ſeiner Wohlthat kennen lernt, damit er ſich ſelbſt durch das Bewußtſein ſeiner Handlung und des Nutzens, den ſie geſtiftet hat, belohne. Du, mein liebes Ulrikchen, erſetzeſt mir die ſchwer zu erſetzende und wahrlich Dich ehrende Stelle meiner hochachtungswürdigen Freunde zu Potsdam. Ich ſcheue mich auch nicht Dir zu geſtehen, daß die Ausſicht auf Deine Freundſchaft, ſo ſehr ich ſonſt andere Univerſitäten zu beziehen wünſchte, mich dennoch wenigſtens zum Theil, beſtimmte, meinen Aufenthalt in Frankfurt zu wählen. Denn Grundſätze und Entſchlüſſe wie die meinigen, bedürfen der Unterſtützung, um über ſo viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten unwandelbar hinausgeführt zu werden. Du, mein liebes Ulrikchen, ſicherſt mir den guten Erfolg derſelben. Du biſt die Einzige die mich hier ganz verſteht. Durch unſere vertraulichen Unterredungen, durch unſere Zweifel und Prüfungen, durch unſere freundlichen und freundſchaftlichen Zwiſte, deren Gegenſtand nur allein die

Wahrheit iſt, der wir beide aufrichtig entgegenſtreben und in welcher wir uns auch gewöhnlich beide vereinigen, durch alle dieſe Vortheile Deines Umgangs ſcheidet ſich das Falſche in meinen Grundſätzen und Entſchlüſſen immer mehr von dem Wahren, das ſie enthalten, und reinigen ſich folglich immer mehr, und knüpfen ſich immer inniger an meine Seele, und wurzeln immer tiefer, und werden immer mehr und mehr mein Eigenthum. Deine Mitwiſſenſchaft meiner ganzen Empfindungsweiſe, Deine Kenntniß meiner Natur ſchützt ſie um ſo mehr vor ihrer Ausartung; denn ich fürchte nicht allein mir ſelbſt, ich fürchte nun auch Dir zu misfallen. Dein Beiſpiel ſchützt mich vor alle Einflüſſe der Thorheit und des Laſters, Deine Achtung ſichert mir die meinige zu. — Doch genug. Du ſiehſt, wie unaufhaltſam mir Dein Lob entfließt, mit wie vielem Vergnügen ich mich als Deinen Schuldner bekenne. Ich ſchätze Dich als das edelſte der Mädchen, und liebe Dich, als die, welche mir jetzt am theuerſten iſt. Wärſt Du ein Mann oder nicht meine Schweſter, ich würde ſtolz ſein, das Schickſal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen.

Doch genug hiervon. So viele von Dir empfangene

und innig empfundene Wohlthaten will ich dadurch zu belohnen ſuchen, daß ich unaufgefordert und mit der Freimüthigkeit der Freundſchaft bis in das Geheimſte und Innerſte Deines Herzens dringe; und finde ich es nicht, wie ich es wünſche, finde ich Dich unentſchieden, wo Du längſt entſchieden ſein ſollteſt, finde ich Dich ſchlummern, wo Du längſt wach ſein ſollteſt, dann will ich mit der Kühnheit der Freundſchaft Dich wecken.

Traue mir zu, daß es meine innige Ueberzeugung iſt, auf welcher ſich das jetzt folgende gründet. Bei ſo vielen Fähigkeiten, die Deinen Verſtand, bei ſo vielen herrlichen Tugenden, die Dein Herz ſchmücken, ſcheint es lieblos und unedel, eine dunkle Seite an Dir dennoch auszuſpüren. Aber grade dieſe dunkle Seite iſt keine unbedeutende, gleichgültige. Ich denke, ſie würde Deinem Weſen die Krone aufſetzen, wenn ſie im Lichte ſtände, und darum wünſche ich, ſie zu erhellen. Und wenn auch das nicht wäre, — wenn Jemand ſo nahe am Ziele ſteht, ſo verdient er ſchon allein um der ſeltenen Erſcheinung willen, daß man ihn ganz hinaufführe.

Tauſend Menſchen höre ich reden und ſehe ich

handeln, und es fällt mir nicht ein, nach dem Warum? zu fragen. Sie ſelbſt wiſſen es nicht, dunkle Neigungen leiten ſie, der Augenblick beſtimmt ihre Handlungen. Sie bleiben für immer unmündig und ihr Schickſal ein Spiel des Zufalls. Sie fühlen ſich wie von unſichtbaren Kräften geleitet und gezogen, ſie folgen ihnen im Gefühl ihrer Schwäche, wohin es ſie auch führt, zum Glücke, das ſie dann nur halb genießen, zum Unglück, das ſie dann doppelt fühlen.

Eine ſolche ſclaviſche Hingebung in die Launen des Tyrannen Schickſaal iſt nun freilich eines freien, denkenden Menſchen höchſt unwürdig. Ein freier denkender Menſch bleibt da nicht ſtehen, wo der Zufall ihn hinſtößt; oder wenn er bleibt, ſo bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Beſſern. Er fühlt, daß man ſich über das Schickſal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne ſelbſt möglich ſei, das Schickſal zu leiten. Er beſtimmt nach ſeiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchſte ſei, er entwirft ſich ſeinen Lebensplan, und ſtrebt ſeinem Ziele nach ſicher aufgeſtellten Grundſätzen mit allen ſeinen Kräften entgegen. Denn ſchon die Bibel ſagt: willſt Du das Himmelreich erwerben, ſo lege ſelbſt Hand an.

So lange ein Menſch noch nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt einen Lebensplan zu bilden, ſo lange iſt und bleibt er unmündig, er ſtehe nun als Kind unter der Vormundſchaft ſeiner Aeltern oder als Mann unter der Vormundſchaft des Schickſals. Die erſte Handlung der Selbſtſtändigkeit eines Menſchen iſt der Entwurf eines ſolchen Lebensplan's. Wie nöthig es iſt, ihn ſo früh wie möglich zu bilden, davon hat mich der Verluſt von ſieben koſtbaren Jahren, die ich dem Soldatenſtande widmete, von ſieben unwiederbringlich verlorenen Jahren, die ich für meinen Lebensplan hätte anwenden gekonnt, wenn ich ihn früher zu bilden verſtanden hätte, überzeugt.

Ein ſchönes Kennzeichen eines ſolchen Menſchen, der nach ſichern Principien handelt, iſt Conſequenz, Zuſammenhang und Einheit in ſeinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenſtrebt, iſt das Mobil aller ſeiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen. Alles, was er denkt, fühlt und will, hat Bezug auf dieſes Ziel, alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Körpers ſtreben nach dieſem gemeinſchaftlichen Ziele. Nie werden ſeine Worte ſeinen Handlungen, oder umgekehrt, widerſprechen, für jede ſeiner Aeußerungen wird

er Gründe der Vernunft aufzuweiſen haben. Wenn man nur ſein Ziel kennt, ſo wird es nicht ſchwer ſein die Gründe ſeines Betragens zu erforſchen.

Ich wende mich nun zu Dir, mein liebes Ulrikchen. Deiner denkenden Seele ſtände jener hohe Charakter der Selbſtſtändigkeit wohl an. Und doch vermiſſe ich ihn an Dir. Du biſt für jeden Augenblick des Lebens oft nur zu beſtimmt, aber Dein ganzes Leben haſt Du noch nicht ins Auge gefaßt. Aus dieſem Umſtande erkläre ich mir die häufigen Inconſequenzen Deines Betragens, die Widerſprüche Deiner Aeußerungen und Handlungen. Denn ich ſinne gern bei Dir über die Gründe derſelben nach, aber ungern finde ich, daß ſie nicht immer übereinſtimmen.

Du äußerſt oft hohe, vorurtheilsfreie Grundſätze der Tugend, und doch klebſt Du noch oft an den gemeinſten Vorurtheilen. Nie ſehe ich Dich gegen wahren, ächten Wohlſtand anſtoßen, und doch bildeſt Du oft Wünſche und Pläne, die mit ihm durchaus unvereinbar ſind. Ich hoffe Du wirſt mich überheben, dieſe Urtheile mit Beiſpielen zu belegen. Du biſt entweder viel zu frei und vorurtheillos, oder bei weitem nicht genug. Die Folge davon iſt, daß ich nicht beſtimmen kann,

ob das, was Du willſt und thuſt, recht ſei, oder nicht, und ich muß fürchten, daß Du ſelbſt darüber unentſchieden biſt.

Denn warum hätteſt Du mir, als ich Dir geſtern die raſche Frage that, ob Du Dir einen beſtimmten Lebensplan gebildet hätteſt, mit Verwirrung und Schüchternheit, wenigſtens nicht mit jener Dir eigenthümlichen Reinheit und Gradheit geantwortet, Du verſtändeſt meine Frage nicht? Meine ſimple Frage, deren Sinn doch ſo offen und klar iſt? Muß ich nicht fürchten, daß Du nur in der Notwendigkeit mir eine Antwort geben zu müſſen, die Deiner nicht würdig iſt, lieber dieſen — Ausweg gewählt haſt?

Ein Lebensplan iſt — — Mir fällt die Definition vom Baumkuchen ein, die Du einſt im Scherze Pannwitzen gabſt, und wahrlich, ich möchte Dir im Ernſte eine ähnliche geben. Denn bezeichnet hier nicht ebenfalls ein einfacher Ausdruck einen einfachen Sinn? Ein Reiſender, der das Ziel ſeiner Reiſe und den Weg zu ſeinem Ziele kennt, hat einen Reiſeplan. Was der Reiſeplan dem Reiſenden iſt, das iſt der Lebensplan dem Menſchen. Ohne Reiſeplan ſich auf die Reiſe begeben, heißt erwarten, daß der Zufall uns

an das Ziel führe, das wir ſelbſt nicht kennen. Ohne Lebensplan leben, heißt vom Zufall erwarten, ob er uns ſo glücklich machen werde, wie wir es ſelbſt nicht begreifen.

Ja, es iſt mir ſo unbegreiflich, wie ein Menſch ohne Lebensplan leben könne, und ich fühle, an der Sicherheit, mit welcher ich die Gegenwart benutze, an der Ruhe, mit welcher ich in die Zukunft blicke, ſo innig, welch' ein unſchätzbares Glück mir mein Lebensplan gewährt, und der Zuſtand, ohne Lebensplan, ohne feſte Beſtimmung, immer ſchwankend zwiſchen unſichern Wünſchen, immer im Widerſpruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drathe des Schickſals — dieſer unwürdige Zuſtand ſcheint mir ſo verächtlich und würde mich ſo unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünſchenswerther wäre.

Du ſagſt, nur Männer beſäßen dieſe uneingeſchränkte Freiheit des Willens, Dein Geſchlecht ſei unauflöslich an die Verhältniſſe der Meinung und des Rufs geknüpft. — Aber iſt es aus Deinem Munde, daß ich dieß höre? Biſt Du nicht ein freies Mädchen, ſo wie ich ein freier Mann? Welcher andern Herrſchaft biſt Du unterworfen, als allein der Herrſchaft der Vernunft?

Aber dieſer ſollſt Du Dich auch vollkommen unterwerfen. Etwas muß dem Menſchen heilig ſein. Uns beiden, denen es die Ceremonien der Religion und die Vorſchriften des conventionellen Wohlſtandes nicht ſind, müſſen um ſo mehr die Geſetze der Vernunft heilig ſein. Der Staat fordert von uns weiter nichts, als daß wir die zehn Gebote nicht übertreten. Wer gebietet uns aber die Tugenden der Menſchenliebe, der Duldung, der Beſcheidenheit, der Sittſamkeit zu üben, wenn es nicht die Vernunft thut? Der Staat ſichert uns unſer Eigenthum, unſre Ehre und unſer Leben; wer ſichert uns aber unſer inneres Glück zu, wenn es die Vernunft nicht thut?

So innig ich es nun auch wünſche, Dich überhaupt für die Annahme irgend eines Lebensplans zu beſtimmen, weil ich Dir gern das Glück gönne, das die Kenntniß unſerer Beſtimmung, der ſichere Genuß der Gegenwart und die Ruhe für die Zukunft gewähren, ſo möchte ich doch nicht gern einen Einfluß auf die Annahme eines beſtimmten Lebensplanes haben. Das möge allein das Werk Deiner Vernunft ſein. Prüfe Deine Natur, beurtheile, welches moraliſche Glück ihr am angemeſſenſten ſei, mit einem Worte,

bilde Dir einen Lebensplan und ſtrebe dann ſeiner Ausführung entgegen. Dann wird nie wieder geſchehen, was ich vorher an Dir tadelte, dann werden ſich Deine Wünſche und Deine Pflichten, Deine Worte und Deine Handlungen nie widerſprechen.

Aber noch weit mehr als ich fürchte, Du möchteſt noch bisher keinen Lebensplan gebildet haben, muß ich fürchten, daß Du grade den einzigen Lebensplan verworfen haſt, der Deiner würdig wäre. Laß mich aufrichtig, ohne Rückhalt, ohne alle falſche Scham reden. Es ſcheint mir, — es iſt möglich, daß ich mich irre, und ich will mich freuen, wenn Du mich vom Gegentheile überzeugen kannſt, — aber es ſcheint mir, als ob Du bei Dir entſchieden wäreſt, Dich nie zu verheirathen. Wie? Du wollteſt nie Gattin und Mutter werden? Du wärſt entſchieden, Deine höchſte Beſtimmung nicht zu erfüllen, Deine heiligſte Pflicht nicht zu vollziehen? Und entſchieden wärſt Du darüber? Ich bin wahrlich begierig, die Gründe zu hören, die Du für dieſen höchſt ſtrafbaren und verbrecheriſchen Entſchluß aufzuweiſen haben kannſt.

Eine einzige ſimple Frage zerſtört ihn. Denn wenn Du ein Recht hätteſt, Dich nicht zu verheirathen,

warum ich nicht auch? Und wenn wir beide dazu ein Recht haben, warum ein Dritter nicht auch? Und wenn dieſes iſt, warum nicht auch ein Vierter, ein Fünfter, warum nicht wir Alle? Aber das Leben, welches wir von unſern Aeltern empfiengen, iſt ein heiliges Unterpfand, das wir unſern Kindern wieder mittheilen ſollen. Das iſt ein ewiges Geſetz der Natur, auf welches ſich ihre Erhaltung gründet.

Dieſe Wahrheit iſt ſo klar, und das Intereſſe, das ſie bei ſich führt, dem Herzen des Menſchen ſo innig eingepflanzt, daß es mir ſchwer wird zu glauben, ſie ſei Dir unbekannt. Aber was ſoll ich glauben, wenn Dir der, nicht ſcherzhafte, nur allzu ernſtliche Wunſch entſchlüpft, Du möchteſt die Welt bereiſen? Iſt es auf Reiſen, daß man Geliebte ſuchet und findet? Iſt es dort, wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigſten erfüllt? Oder willſt Du endlich, wenn Dir auch das Reiſen überdrüſſig iſt, zurückkehren, wenn nun die Blüthe Deiner Jahre dahingewelkt iſt, und erwarten, ob ein Mann philoſophiſch genug denke, Dich dennoch zu heirathen? Soll er Weiblichkeit von einem Weibe erwarten, deren Geſchäft es während ihrer Reiſe war, ſie zu unterdrücken?

Aber Du glaubſt Dich tröſten zu können, wenn Du auch einen ſolchen Mann nicht fändeſt. Täuſche Dich nicht, Ulrikchen, ich fühle es, Du würdeſt Dich nicht tröſten, nein, wahrlich, bei Deinem Herzen würdeſt Du Dich nicht tröſten. Geſetzt, es wäre Dein Wille, Dich nach der Rückkehr von Deiner Reiſe irgendwo in einer ſchönen Gegend mit Deinem Vermögen anzukaufen. Ach, dem Landmann iſt ein Gatte unentbehrlich. Der Städter mag ſeiner entbehren, ich will es glauben, das Geräuſch der Stadt kann ſeine geheimen Wünſche unterdrücken, er lernt das Glück nicht vermiſſen, das er entbehrt. Aber der Landmann iſt ohne Gattin immer unglücklich. Da fehlt ihm Troſt und Hülfe in Widerwärtigkeiten, da iſt er in Krankheiten ohne Wartung und Pflege, da ſieht er ſich allein ſtehen in der weiten lebendigen Natur, er fühlt ſich unvermißt und unbeweint, wenn er an den Tod denkt. Und ſelbſt wenn ſeine Bemühungen gedeihen und mit Früchten wuchern, — wo will er hin mit allen Erzeugniſſen der Natur? Da fehlen ihm Kinder, die ſie ihm verzehren helfen, da drückt er wehmüthig fremde Kinder an ſeine Bruſt und reicht ihnen von ſeinem Ueberfluſſe. — Täuſche Dich daher nicht,

Ulrikchen. Dann erſt würdeſt Du innig fühlen, welches Glück Du entbehren mußt, und um ſo tiefer würde dies Dich ſchmerzen, je mehr Du es ſelbſt muthwillig verworfen haſt.

Und was würde Dich für ſo vielen Verluſt ſchadlos halten können? Doch wohl nicht der höchſt unreiſe Gedanke, frei und unabhängig zu ſein? Kannſt Du Dich dem allgemeinen Schickſal Deines Geſchlechtes entziehen, das nun einmal ſeiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Weſen bekleidet? Nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben kannſt Du ohne Hülfe eines Mannes überſchreiten, und willſt allein über die Höhen und über die Abgründe des Lebens wandeln? Oder willſt Du von Fremden fordern, was Dir ein Freund gern und freiwillig leiſten würde?

Aus allen dieſen Gründen, deren Wahrheit Du gewiß einſehen und fühlen wirſt, gieb jenen unſeligen Entſchluß auf, wenn Du ihn gefaßt haben ſollteſt. Du entſagſt mit ihm Deiner höchſten Beſtimmung, Deiner heiligſten Pflicht, der erhabenſten Würde, zu welcher ein Weib emporſteigen kann, dem einzigen Glücke, das Deiner wartet.

Und wenn Mädchen wie Du ſich der heiligen Pflicht, Mütter und Erzieherinnen des Menſchengeſchlechts zu werden, entziehen, was ſoll aus der Nachkommenſchaft werden? Soll die Sorge für künftige Geſchlechter nur der Ueppigkeit feiler und eitler Dirnen überlaſſen ſein? Oder iſt ſie nicht vielmehr eine heilige Verpflichtung tugendhafter Mädchen? — Ich ſchweige und überlaſſe es Dir, dieſen Gedanken auszubilden.

3.

Frankfurt a. d. Oder, den 12. Novbr. 99.

Ich war zuerſt Willens, der langen Verſpätung dieſes Briefes eine Rechtfertigung voranzuſchicken; aber es fällt mir ein, daß es doch eben nicht viele Billigkeit dazu gehört, ſie zu entſchuldigen, wenn man mich u. die Abſicht meines Hierſeins kennt. Ich habe mir ein Ziel geſteckt, das die ununterbrochene Anſtrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erfordert, wenn es erreicht werden ſoll. Ich habe

beſonders in dieſem meinem zweiten akademiſchen Curſus eine Maſſe von Geſchäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühſamſten Fleiße bearbeiten kann; eine Maſſe von Geſchäften, die ſelbſt nach dem Urtheile Hüllmanns[8] zu ſchwer für mich iſt, und von der ich daher, wenn ich ſie dennoch trage, mit Recht ſagen kann, daß ich das faſt Unmögliche möglich gemacht habe. Unter dieſen Umſtänden ſiehſt Du wohl ein, daß es bisher nöthig war, mich oft mit einem augenblicklichen Andenken an Dich zu begnügen; und daß mir ſelbſt jetzt die Zeit einer ſchriftlichen Unterhaltung mit Dir noch nicht geworden wäre, wenn durch den Eintritt der Meſſe die akademiſchen Vorleſungen nicht ausgeſetzt worden wären. Dieſe vierzehn Tage der Ruhe, dieſen Sonntag für meine lange geſchäftsvolle Woche, benutze ich, um mich einmal nach Herzensluſt zu vergnügen; und dieſes Vergnügen ſoll ein Brief an Dich ſein.

Wenn man ſich ſo lange mit ernſthaften abſtracten Dingen beſchäftigt hat, wobei der Geiſt zwar ſeine Nahrung findet, aber das arme Herz leer ausgehen muß, dann iſt es eine wahre Freude, ſich einmal ganz ſeinen Ergießungen zu überlaſſen; ja es iſt ſelbſt

nöthig, daß man es zuweilen ins Leben zurückrufe. Bei dem ewigen Beweiſen und Folgern verlernt das Herz faſt zu fühlen; und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühl, nicht im Kopfe, nicht im Verſtande. Das Glück kann nicht, wie ein mathematiſcher Lehrſatz bewieſen werden, es muß empfunden werden, wenn es da ſein ſoll. Daher iſt es wohl gut, es zuweilen durch den Genuß ſinnlicher Freuden von Neuem zu beleben; und man müßte wenigſtens täglich ein gutes Gedicht leſen, ein ſchönes Gemälde ſehen, ein ſanftes Lied hören — oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den ſchönern, ich möchte ſagen, den menſchlicheren Theil unſeres Weſen zu bilden.

Dieſes letzte Vergnügen habe ich ſeit Deiner Abweſenheit von hier gänzlich entbehren müſſen, und grade dieſes iſt es, deſſen ich am meiſten bedarf. Vorſätze und Entſchlüſſe, wie die meinigen bedürfen der Aufmunterung und der Unterſtützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu ſinken. Verſtanden wenigſtens möchte ich gern zuweilen ſein, wenn auch nicht aufgemuntert und gelobt; von einer Seele wenigſtens möchte ich gern zuweilen verſtanden werden, wenn

auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern ſich umſieht, ob nicht Einer unter allen iſt, der uns Beifall zulächelt, ſo ſuche ich zuweilen Dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, ſo werde ich Dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen. Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich ſo innig hier nach Mittheilung ſehne, wo ſie mir ſo ganz fehlt. Große Entwürfe mit ſchweren Aufopferungen auszuführen, ohne ſelbſt auf den Lohn, verſtanden zu werden Anſpruch zu machen, iſt eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbſt die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf dieſen Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Chriſtus gethan haben würden, wenn ſie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verſtehen würde. Willſt Du es doch eine Schwäche nennen, ſo iſt es höchſtens die Schwäche eines Münzenſammlers z. B., der zwar hauptſächlich für ſich und zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Nutzen ſammelte und daher auch nicht zürnt, wenn die Meiſten gleichgültig bei ſeiner ſorgfältig geordneten Sammlung

vorübergehen, aber eben deswegen um ſo viel lieber einmal einen Freund der Kunſt in ſein Cabinet führt. Denn meine Abſichten und meine Entſchlüſſe ſind ſolche Schaumünzen, die aus dem Gebrauche gekommen ſind und nicht mehr gelten; daher zeige ich ſie gern zuweilen einem Kenner der Kunſt, damit er ſie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich ſo emſig und eifrig ſammle und aufbewahre, auch wohl ächte Stücke ſind, oder nicht.

— Ich überleſe jetzt den eben vorangegangenen Punct, und finde, daß er mir misfallen würde, wenn ich ihn, ſo wie Du hier, aus dem Munde eines jungen Menſchen hörte. Denn mit Recht kann man ein Mistrauen in ſolche Vorſätze ſetzen, die unter ſo vielen Menſchen keinen finden, der ſie verſtände und billigte. Aber doch iſt es mit den meinigen ſo; verſtanden werden ſie nicht, das iſt gewiß, und daher, denke ich, werden ſie nicht gebilligt. Weſſen Schuld es iſt, daß ſie nicht verſtanden werden — das getraue ich mich wenigſtens nicht zu meinem Nachtheil zu entſcheiden. Wenn ein Türke und ein Franzoſe zuſammenkommen, ſo haben ſie wenigſtens gleiche Verpflichtung, die Sprache des Andern zu lernen, um ſich verſtändlich

zu machen. Tauſend Bande knüpfen die Menſchen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Intereſſe, gleiche Wünſche, Hoffnungen und Ausſichten; — alle dieſe Bande knüpfen mich nicht an ſie, und dieſes mag ein Hauptgrund ſein, warum wir uns nicht verſtehen. Mein Intereſſe beſonders iſt dem ihrigen ſo fremd, und ungleichartig, daß ſie — gleichſam wie aus den Wolken fallen, wenn ſie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mislungene Verſuche, es ihnen näher vor die Augen, näher an's Herz zu rücken, für immer davon zurückgeſchreckt; und ich werde mich dazu bequemen müſſen, es immer tief in das Innerſte meines Herzens zu verſchließen.

Was ich mit dieſem Intereſſe im Buſen, mit dieſem heiligen, mir ſelbſt von der Religion, von meiner Religion gegebenen Intereſſe im engen Buſen, für eine Rolle unter den Menſchen ſpiele, denen ich von dem, was meine ganze Seele erfüllt, nichts merken laſſen darf, — das weißt Du zwar nach dem äußern Anſchein, aber ſchwerlich weißt Du, was oft dabei im Innern mit mir vorgeht. Es ergreift mich zuweilen plötzlich eine Aengſtlichkeit, eine Beklommenheit, die ich zwar aus allen Kräften zu unterdrücken mich be-

ſtrebe, die mich aber dennoch ſchon mehr als einmal in die lächerlichſten Situationen geſetzt hat.

Die einzige Geſellſchaft, die ich täglich ſehe, iſt Zengen's[9], und ich würde um dieſer peinlichen Verlegenheit willen, auch dieſe Geſellſchaft ſchon aufgegeben haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich durchaus von dieſem unangenehmen Gefühl zu entwöhnen. Denn auf meinem Lebenswege werden mir Menſchen aller Art begegnen, und jeden muß ich zu nutzen verſtehen. Dazu kommt, daß es mir auch zuweilen gelingt, recht froh in dieſer Geſellſchaft zu ſein; denn ſie beſteht aus lauter guten Menſchen, und es herrſcht darin viele Eintracht und das Aeußerſte von Zwangloſigkeit. Die älteſte Zengen, Minette hat ſogar einen feineren Sinn, der für ſchönere Eindrücke zuweilen empfänglich iſt; wenigſtens bin ich zufrieden, wenn ſie mich zuweilen mit Intereſſe anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre. Aber von allem dieſen iſt nichts, wenn der ganze Haufen beiſammen iſt. Ein Geſpräch kann man ihr ſich durchkreuzendes Geſchwätz nicht nennen. Wenn ein Geſpräch geführt werden ſoll, ſo muß man bei dem Gegenſtande deſſelben verweilen, denn nur dadurch gewinnt es In-

tereſſe; man muß ihn von allen ſeinen Seiten betrachten, denn nur dadurch wird er mannigfaltig und anziehend. Aber hier — doch Du kennſt das. Ich wollte Dir nur zeigen, daß das Intereſſe, das mir die Seele erfüllt, ſchlecht mit dem Geiſte harmonirt, der in dieſer Geſellſchaft weht; und daß die Beklommenheit, die mich zuweilen ergreift, hieraus ſehr gut erklärt werden kann.

Ich ſage mir zwar häufig zu meinem Troſte, daß es nicht die Bildung für die Geſellſchaft iſt, die mein Zweck iſt, daß dieſe Bildung, und mein Zweck, zwei ganz verſchiedene Ziele ſind, zu denen zwei ganz verſchiedene Wege nach ganz verſchiedenen Richtungen führen — denn wenn man z. B. durch häufigen Umgang, vieles Plaudern, durch Dreiſtigkeit und Oberflächlichkeit zu dem einen Ziele kommt, ſo erreicht man dagegen nur durch Einſamkeit, Denken, Behutſamkeit und Gründlichkeit das andere ꝛc. Auch ſoll mein Betragen jetzt nicht gefallen, das Ziel, das ich im Sinne habe, ſoll für thöricht gehalten werden, man ſoll mich auf der Straße, die ich wandle, auslachen, wie man den Columbus auslachte, weil er Oſtindien im Weſten ſuchte. Nur dann erſt be-

wunderte man ihn, als er noch mehr gefunden hatte, als er ſuchte ꝛc. Das alles ſage ich mir zu meinem Troſte. Aber dennoch möchte ich mich gern von dieſer Beklommenheit entwöhnen, um ſo viel mehr, da ich mit Verdruß bemerke, daß ſie mich immer öfter und öfter ergreift.

Aber ich fürchte, daß es mir in der Folge wie den meiſten Gelehrten von Profeſſion gehen wird; ſie werden in ihrem äußern Weſen rauh, rêche, wie der Franzoſe ſagt, und für das geſellige Leben untauglich. Ich finde das aus vielen Gründen ſehr natürlich. Sie haben ein höheres Intereſſe lieb gewonnen und können ſich nicht mehr an dem gemeinen Intereſſe erwärmen. Wenn ein Anderer z. B. ein Buch, ein Gedicht, einen Roman geleſen hat, das einen ſtarken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft tritt, er ſei nun froh oder ſchwermüthig geſtimmt, er kann ſich mittheilen, und man verſteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematiſchen Lehrſatz ergründet habe, deſſen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllte, wenn ich nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer

verſteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich laſſen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht einen von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seele füllen. — Und ſo muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erſcheinen, ob man es gleichwohl nicht iſt.

Der größte Irrthum iſt denn wohl noch der, wenn man glaubt, ein Gelehrter ſchweige aus Stolz, etwa, weil er die Geſellſchaft nicht der Mittheilung ſeiner Weisheit werth achtet. Ich wollte ſchwören, daß es meiſtens gerade das Gegentheil iſt, und daß es vielleicht gerade der äußerſte Grad von Beſcheidenheit iſt, der ihm Stillſchweigen auferlegt. Ich rede hier beſonders von großen Gelehrten, die ihr Lob in allen Zeitſchriften leſen. Man beſucht ſie häufig um die Giganten doch einmal in der Nähe zu betrachten; man erwartet von ihnen, das wiſſen ſie ſelbſt, lauter Sentenzen, man glaubt, daß ſie wie in ihren Büchern reden werden. Sie reden aber nur wenige gemeine Dinge, man verläßt ſie mit dem Verdacht, daß ſie aus Stolz geſchwiegen haben, ob ſie zwar gleich nur aus Beſcheidenheit ſchwiegen, weil ſie nicht immer in den erwarteten Sentenzen reden konnten, und doch

nicht gern die gute Meinung, die man von ihnen hatte, zerstören wollten.

In solchen Lagen hat man die gelehrtesten Männer oft in der größten Verlegenheit gesehen. Unser gescheute Professor Wünsch, der gewiß hier in Frankfurt obenan steht und Alle übersieht, würde doch gewiß, des bin ich überzeugt, durch die abgeschmacktesten Neckereien des albernsten Mädchens in die größte Verlegenheit gesetzt werden können. Du weißt, wie es Rousseau mit dem Könige von Frankreich gieng; und man braucht daher weder dumm noch feig zu sein, um vor einem Könige zu zittern. Ein französischer Officier, der, als Ludwig der 14te ihn heranrief, sich zitternd seinem Könige näherte und von ihm mit kalter königlicher Ueberlegenheit gefragt wurde, warum er so zittere? hatte dennoch die Freimüthigkeit zu antworten: Sire, ce n'est pas devant vos ennemis, que je tremble ainsi.

Meine Briefe werden lang, mein liebes Ulrikchen; und was das Schlimmste ist, ich rede immer von mir. Verzeihe mir diese kleine menschliche Schwachheit. Vieles verschweige ich noch, das ich bis zu Deiner Rückkunft aufbewahre. Ob Dich Neuigkeiten

mehr intereſſirt hätten, als der Inhalt dieſes Briefes? — Wer weiß. Aber auf allen Fall gab es keine Neuigkeiten, außer die alte Leyer, daß die Meſſe ſchlecht ſei. Die Kleiſt aus Schernewitz[10] war hier, und hat mir gut gefallen. Sie will künftiges Jahr nach Flinzberg ins Bad reiſen, und wünſcht eine Reiſebegleiterin — wen habe ich ihr wohl vorgeſchlagen? Sie hat mir alſo förmlich aufgetragen, Dich zu dieſer Reiſe einzuladen.

Bis dahin denke ich wirſt Du doch noch einmal nach Frankfurt kommen? Was in aller Welt machſt Du denn in Werben?[11] Niemand von uns, ich ſelbſt nicht, kann begreifen, was Dir den Aufenthalt dort auf viele Monate ſo angenehm machen kann. Wenn es kein Geheimniß iſt, ſo ſchreibe es mir. Grüße Schönfeldt und Frau, Onkel und Tante Pannwitz,[12] kurz alles, was Pannwitz heißt, auch Caroline. Iſt ſie noch böſe? — Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Hier kommen noch einige Supplemente, die ich Dir zur Bekanntmachung an Pannwitz, den das intereſſiren wird, mittheile. Schaetzel[13] hat das

3te Batl. bekommen aber ausgeſchlagen und verlangt Penſion. Gaudi[14] iſt Major geworden und hat Schaetzel's Compagnie. Welchen Eindruck dies gemacht hat, und in welchem Tone die Grumbkow[15] ſpricht, kannſt Du Dir denken. Das ſonderbarſte hierbei iſt, daß Gen. Kleiſt[16] an Hagen geſchrieben hat, es thäte ihm dieſer Entſchluß, von dem er auf ſein Ehrenwort nichts wüßte, ſehr leid. — Wir wollen nicht glauben, daß hier eine Falſchheit zum Grunde liegt, ob ich Dir zwar gleich in der folgenden Neuigkeit ein Beiſpiel von einer unerhörten und unmenſchlichen Falſchheit geben werde. Der Hauptmann Scholz iſt ſeines Arreſtes entlaſſen, ſtatt ſeiner ſitzt ſeine Frau — warum? Das haſt Du ſchon zu Anfange der ganzen Geſchichte vorausgeſehen. Die Sache iſt keinem Zweifel mehr unterworfen. Sie hat ſich ſelbſt verrathen. Ein Fragment aus einem Briefe von ihrem Manne, worin ſie das Wort Geld und Gift umgefälſcht hat, um den Verdacht gegen ihn zu verſtärken, hat ſie verrathen. Einige Zeugen, ein Student und 2 Mädchen, die ſie bewegt hatte, einen falſchen Eid für ihren Betrug zu ſchwören, haben ſie verrathen. Sie ſelbſt hat es ſchon eingeſtanden, daß ſie einen Betrug ge-

ſpielt habe. — Iſt es wohl glaublich, daß dies ein Weib ſei? — —

Zweite Nachſchrift.

Ich liefere Dir noch ein Supplement zum Supplement. Schaetzel iſt Gen:Major geworden, erhält 800 Rthlr. Penſion und bleibt nun in Frankfurt.

Noch eine Hauptnachricht, Die Dich vielleicht bewegen wird, ſogleich nach Frankfurt zu kommen. Zengen's und unſere Familie nebſt vielen anderen Damen Frankfurt's nehmen ein Collegium über Experimental-Phyſik bei Wünſch.[17] Nehmen, ſagte ich? Das klingt ja beinah, als wäre von Medicin die Rede. So übel ſchmeckt es indeſſen nicht. Es iſt eine Brunnen-Cur zum Nutzen und Vergnügen. Du wirſt ſie nicht verſchmähen. Willſt Du der Vorleſung von Anfang an beiwohnen, ſo mußt Du auf irgend eine Art ſuchen, ſogleich nach Frkft. zu kommen.

4.

Wunſch am neuen Jahre 1800.

für Ulrike von Kleiſt.

Amphibion Du, das in zwei Elementen ſtets lebet,
Schwanke nicht länger und wähle Dir endlich ein ſichres Geſchlecht.
Schwimmen und fliegen geht nicht zugleich, drum verlaſſe das Waſſer,
Verſuch es einmal in der Luft, ſchüttle die Schwingen und fleuch!

H. K.

5.

Berlin, den 14. Auguſt 1800.

Noch am Abend meiner Ankunft an dieſem Orte melde ich Euch, daß ich geſund und vergnügt bin, und bin darum ſo eilig, weil ich fürchte, daß ihr, beſonders an dem letztern, zweifelt.

Denn eine Reiſe, ohne angegebenen Zweck, eine

ſo ſchnelle Anleihe, ein ununterbrochenes Schreiben und am Ende noch obenein Thränen — das ſind freilich Kennzeichen eines Zuſtandes, die dem Anſchein nach, Betrübniß bei theilnehmenden Freunden erwecken müſſen.

Indeſſen erinnere Dich, daß ich bloß die Wahrheit verſchweige, ohne indeſſen zu lügen, und daß meine Erklärung, das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menſchen durch dieſe Reiſe zu retten, vollkommen gegründet iſt.

Gewiß würde ich nicht ſo geheimnißreich ſein, wenn nicht meine beſte Erkenntniß mir ſagte, daß Verheimlichung meines Zweckes nothwendig, noth=wendig ſei.

Indeſſen Du und noch ein Menſch, ihr ſollt beide mehr erfahren, als alle übrigen auf der Welt, und überhaupt Alles, was zu verſchweigen nicht nothwendig iſt.

Dabei baue ich aber nicht nur auf Deine unverbrüchliche Verſchwiegenheit (indem ich will, daß das Scheinbar=Abenteuerliche meiner Reiſe durchaus verſteckt bleibe, und die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin und Geſchäfte beim Miniſter

Struenſee[18] habe, welches zum Theil wahr iſt), ſondern auch auf Deine feſte Zuverſicht auf meine Redlichkeit, ſo daß ſelbſt bei dem widerſprechendſten Anſchein Dein Glaube an dieſelbe nicht wankt.

Unter dieſen Bedingungen ſollſt Du Alles erfahren, was ich ſagen *kann*, welches Du aber ganz allein nur für Dich behalten und der Welt nichts anders mittheilen ſollſt, als daß ich in Berlin bin. Ich glaube, daß das *Vortreffliche* meiner Abſicht die Ausbreitung dieſes Satzes, ſelbſt wenn er zuweilen eine Lüge ſein ſollte, entſchuldigt und rechtfertigt.

Ich ſuche jetzt zunächſt einen edeln, weiſen Freund auf, mit dem ich mich über die Mittel zu meinem Zwecke berathen könne, indem ich mich dazu zu ſchwach fühle, ob ich gleich ſtark genug war, den Zweck ſelbſt unwiderruflich feſtzuſtellen.

Wärſt Du ein Mann geweſen — o Gott, wie innig habe ich dies gewünſcht! — Wärſt Du ein Mann geweſen — denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden, — ſo hätte ich dieſen Freund nicht ſo weit zu ſuchen gebraucht, als jetzt.

Ergründe nicht den Zweck meiner Reiſe, ſelbſt

wenn Du es könnteſt. Denke, daß die Erreichung deſſelben zum Theil an die Verheimlichung vor allen, allen Menſchen beruht. Für jetzt wenigſtens. Denn einſt wird es mein Stolz und meine Freude ſein, ihn mitzutheilen.

Grüße W. v. Z.[19] Sie weiß ſo viel, wie Du, aber nicht viel mehr. — Schicke mir doch durch die Poſt meine Schrift über die kantiſche Philoſophie, welche Du beſitzeſt, und auch die Culturgeſchichte, welche Auguſte hat; aber ſogleich.

Ich kehre nicht ſo bald wieder. Doch das Alles behältſt Du für Dich. Du ſollſt jedesmal den Ort erfahren, wo ich bin; Du wirſt von dieſem Vertrauen keinen Gebrauch machen, der der Erreichung meines Zweckes hinderlich wäre.

Sei ruhig. Sei ganz ruhig. — Wenn auch die Hülle des Menſchen mit jedem Monde wechſelt, ſo bleibt doch Eines in ihm unwandelbar und ewig: das Gefühl ſeiner Pflicht.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Deine Aufträge werden morgen beſorgt werden. — Du mußt auf alle Adreſſen an mich immer ſchreiben, daß der Brief ſelbſt abgeholt werden wird.

6.

Coblentz bei Paſewalk, d. 21. Auguſt 1800.

Du vergißt doch nicht, daß ich Dir allein meinen Aufenthalt mittheile, und daß er aus Gründen jedem andern Menſchen verſchwiegen bleiben muß? Ich habe ein unumſchränktes Vertrauen zu Dir, und darum verſchweige ich Dir nichts, was zu verſchweigen nicht nothwendig iſt. Vertraue auch mir, und thue keinen eigenmächtigen Schritt, der üblere Folgen haben könnte, als Du glaubſt. Eliſabeth ehrte die Zwecke Poſa's, auch ohne ſie zu kennen. Die meinigen ſind wenigſtens gewiß der Verehrung jedes edeln Menſchen werth.

Ich habe mich hier mit Brockes* vereinigt. Er hat mit mir denſelben Zweck, und das könnte Dich noch ruhiger machen, wenn Dich die Unerklärlichkeit meiner Reiſe beunruhigen ſollte. Brockes iſt ein trefflicher junger Mann, wie ich wenige in meinem Leben gefunden habe. Wir werden beide gemeinſchaftlich eine Reiſe machen — nicht zu unſerm Ver-

*) Siehe Anhang II.

gnügen, das ſchwöre ich Dir; wie hätte ich Dich ſo um Deine liebſten Freuden betrügen können? — Nein. Vielmehr es liegt ein ſehr ernſter Zweck zum Grunde, der uns wahrſcheinlich nicht eher ein ganz ungeſtörtes Vergnügen genießen laſſen wird, als bis er erreicht iſt. Die Mitwiſſenſchaft eines Dritten war unmöglich, wenigſtens ſtand es nicht in meiner Willkühr, über das Geheimniß zu ſchalten; ſonſt würde meine edelſte Schweſter gewiß auch meine Vertraute geworden ſein.

Ich baue ganz auf Dein Vertrauen zu mir und auf Deine Verſchwiegenheit. Wenn ich das nicht darf, Ulrike, ſo ſchreibe es mir nach Berlin, und ich ergreife andere Maßregeln. Nur in der feſten Zuverſicht auf Deine unwandelbare Treue wirſt Du immer von mir den Ort erfahren, an welchen mich die Bahn unſers Zweckes führt. Täuſchen wirſt Du mich nicht. Du wirſt meine gerechte Forderung erfüllen, auch ohne es verſprochen zu haben. Denn Alles, was Wenige thun würden, erwarte ich von Dir.

Ich bleibe hier in Coblentz bis Morgen. Ich treffe den 24. in Berlin ein. Dahin mußt Du mir gleich nach Empfang dieſes Briefes ſchreiben, wenn Du mir

die Freude machen willſt, von Deiner Hand zu ſehen, was Du von meinem Vorhaben denkſt. Ich habe alles Hieſige von Dir gegrüßt. Alles läßt Dich wieder grüßen. Ich habe der Gräfin den Wallenſtein zurückgelaſſen, weil ſie es wünſchte. Sie wird ihn Dir bei ihrer Durchreiſe durch Frankfurt überliefern. Du kannſt das Buch als ein Geſchenk von mir betrachten, denn ſein Inhalt muß nicht geleſen, ſondern gelernt werden. Ich bin begierig, ob Wall. den Carlos bei Dir verdrängen wird. Ich bin unentſchieden.

Adieu. Grüße Alles von mir aus Berlin. Die Gräfin Eickſtädt [20] wird zwar, wenn ſie in Frankfurt iſt, von mir und meiner Gegenwart in Coblentz erzählen; allein Du kannſt alsdann ſagen, ja, Du wüßteſt es, ich hätte Dich aber gebeten, es zu verſchweigen. So wünſchte ich, daß Du es mit Allem machen mögteſt, was von meiner Reiſe entdeckt werden ſollte. Hilf mir meinen Plan ausführen, liebes Ulrikchen, er verdient es. Adieu. Heinrich.

N. S. Weißt Du, daß das Tournier in Schwediſch-Pommern beim Gf. v. Falkenſtein in C. ſein wird?

7.

Berlin, den 26. Auguſt 1800.

Mein liebes Ulrikchen. Es ſteht eine Stelle in Deinem Briefe, die mir viele Freude gemacht hat, weil ſie mir Dein feſtes Vertrauen auf meine Redlichkeit, ſelbſt bei den ſcheinbar widerſprechendſten Umſtänden, zuſichert. Du wirſt finden, daß ich deſſen bedarf. Ich theile Dir jetzt ohne Rückhalt Alles mit, was ich nicht verſchweigen muß. Ich reiſe mit Brockes nach Wien. Ich werde manches Schöne ſehen und jedesmal mit Wehmuth daran denken, wie vergnügt Du dabei geweſen wäreſt, wenn es möglich geweſen wäre, Dich an dieſer Reiſe Antheil nehmen zu laſſen. Doch das Schöne iſt diesmal nicht Zweck meiner Reiſe. Unterlaſſe alle Anwendungen, Folgerungen und Combinationen. Sie müſſen falſch ſein, weil Du mich nicht ganz verſtehen kannſt. Halte Dich bloß an das, was ich Dir gradezu mittheile. Das iſt buchſtäblich wahr.

Du bieteſt mir Deine ferneren Dienſte an. Ich werde davon Gebrauch machen, ohne Deine Freund-

ſchaft zu misbrauchen. Du wirkſt unwiſſend zu einem Zwecke mit, der vortrefflich iſt. Ich ſtehe daher nicht an, Dich um eine neue Gefälligkeit zu erſuchen. Oder eigentlich iſt es Brockes, für den ich etwas erbitte.

Brockes reiſete mit mir von Coblentz ab und nannte der Eickſtädtſchen Familie kein anderes Ziel ſeiner Reiſe als Berlin. Du darfſt der Gräfin Eickſtädt, wenn Du ſie in Frankfurt ſprichſt, dieſen Glauben nicht benehmen. Brockes hatte einen Wechſel von 600 Rthlr., auf einen Banquier in Schwerin geſtellt. Es war zu weitläufig, das Geld ſich von Schwerin herſchicken zu laſſen. Er nahm ihn alſo nach Berlin mit, um ihn bei dem hieſigen mecklenburgiſchen Agenten umzuſetzen. Der aber war verreiſet und kein anderer hieſiger Banquier kannte Brockes. Er hat nun alſo doch von hier aus nach Schwerin ſchreiben müſſen. Wir dürfen nun aber in Berlin nicht länger verweilen. Das Geld könnte frühſtens in 4 Wochen in Wien ſein. Wir bedürfen dies aber gleich, nicht um die Reiſekoſten zu beſtreiten, ſondern zu dem eigentlichen Zwecke unſerer Reiſe. Ferner würde der mecklenburgiſche Banquier dadurch erfahren, das Brockes in Wien iſt, welches durchaus verſchwiegen bleiben ſoll. Uns bleibt alſo

kein anderes Mittel übrig als unſere einzige Vertraute, als Du. Wir erſuchen Dich alſo, wenn es Dir möglich iſt, 100 Ducaten nach Wien zu ſchicken, und zwar an den Studenten Buchholz*, denn ſo heißt Brockes auf dieſer Reiſe. Das müßte aber bald geſchehen. Auch müßte auf der Adreſſe ſtehen, daß der Brief ſelbſt abgeholt werden wird. Nun höre die Bedingungen. Du erhältſt dies Geld auf jeden Fall, Du magſt in unſere Bitte willigen oder nicht, in ſpäteſtens drei Wochen von Schwerin. Brockes hat nämlich auf meine Verſicherung, daß Du gewiß zu unſerem Zwecke mitwirken würdeſt, wenn es Dir möglich wäre, bereits nach Schwerin geſchrieben, an den mecklenburgiſchen Miniſter Herrn von Brandenſtein. Dieſer wird in Schwerin das Geld heben und es Dir nach Frankfurt ſchicken. Sollte es Dir alſo nicht möglich geweſen ſein, uns früher mit Geld auszuhelfen, ſo ſchicke uns wenigſtens das empfangene Geld ſogleich nach Wien unter untenſtehender Addreſſe. Sollteſt Du aber ſchon aus eigenen Mitteln uns 100 Ducaten überſchickt haben, ſo behältſt Du die empfangenen 60 Fr.d'or, und Brockes wird ſich mit Dir bei unſerer Zurückkunft

*) Nachträglich ausgeſtrichen. Vergl. S. 43.

berechnen wegen des Agio's. Sollte bei dem zu empfangenden Gelde zugleich ein Brief von Brandenſtein an Brockes vorhanden ſein, ſo darfſt Du dieſen unter der Adreſſe: an Brockes, nicht nachſchicken, ſondern Du kannſt ihn erbrechen und bei Dir behalten, und uns nur den Inhalt melden.

Brockes heißt nicht Buchholz, ſondern Bernhoff. Die Adreſſe alſo iſt: An den Studenten der Oekonomie Herrn Bernhoff, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Willſt Du mich mit einem Brief erfreuen, ſo iſt die Addreſſe: An den Studenten der Mathematik Herrn Klingſtedt, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Ich brauche doch nicht zu wiederholen, daß Niemand dies Alles erfahren darf? Niemand weiß es als Du und W. Z. wird es alſo verrathen, ſo iſt Einer von Euch unfehlbar der Verräther. Doch wer dürfte das fürchten?

Ich werde Dir gleich von Wien aus ſchreiben. Ich komme ſobald unſer Geſchäft beendigt iſt, nach Frankfurt zurück, und dies geſchieht auf jeden Fall vor dem 1. November. Fragt Jemand nach uns, ſo heißt es, ich wäre verreiſet, etwa ins Erzgebirge.

Nun bitte ich noch um einige Gefälligkeiten. Ich will meine Collegia in Frankfurt bezahlen von dem Gelde, welches ich den 1 ten Oktober von Dames [21] empfangen ſoll.

Madihn — 10 Rthlr.

und noch den Preis eines Buches, deſſen Werth ich nicht kenne.

Huth — 15 Rthlr.

Hüllmann — 15 Rthlr.

Kalau — 10 Rthlr.

Mit Wünſchen werde ich ſelbſt ſprechen. Grüße ihn gelegentlich. Auch Hüllmann. Ueberhaupt Alle.

Sei ruhig. H. K.

8.

Berlin, den 27. October 1800.

Mein liebes, beſtes Ulrikchen, wie freue ich mich wieder ſo nahe bei Dir zu ſein, und ſo froh o ich bin es nie in meinem Leben herzlich geweſen, ich konnte es nicht; jetzt erſt öffnet ſich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, haſt Du mit Deiner Unterſtützung

das Leben gerettet — Du verſtehſt das wohl nicht? Laß das gut ſein. Dir habe ich, nach Brockes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiſte zu danken, und ich werde das ewig nicht vergeſſen. Die Thoren! Ich war geſtern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum ſo ſeelenheiter, weil ich angeſtellt wäre —. Die Thoren!

Du möchteſt wohl die Einzige ſein auf dieſer Erde, bei der ich zweifelhaft ſein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden ſoll, oder nicht? Zweifelhaft, ſagte ich; denn bei jedem Andern bin ich entſchieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indeſſen die Erklärung wäre ſehr weitläufig, auch bin ich noch nicht ganz entſchieden. Ich weiß wohl, daß Du nicht neugierig biſt, aber ohne Theilnahme biſt Du auch nicht, und Deiner möchte ich am wenigſten gern kalt begegnen. Alſo laß mich nur machen. Wir werden uns ſchon einſt verſtehen. Für jetzt und immer bleibe verſchwiegen über Alles.

Nach Frankfurt möchte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausſtehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutſchland durchreiſet bin, ſo habe ich doch

im eigentlichſten Sinne nichts geſehen. Von Würzburg über Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merſeburg, Halle, Deſſau, Potsdam nach Berlin bin ich (62 Meil.) in 5 Tagen gereiſt, Tag und Nacht, um noch vor dem 1. November hier zu ſein.

Brockes iſt nicht in Paris, ſondern in Dresden, und das darum, weil bis auf den heutigen Tag die 100 Ducaten von Wien nicht angekommen ſind. Wir haben aber in Würzburg die nöthigen Anſtalten getroffen. Sie werden nach Dresden geſchickt werden.

Sei ſo gut und gieb Zengen[22], der auf Urlaub kommen wird, den verſiegelten Schlüſſel vom Büreau; er wird die Sorge übernehmen, alle meine Sachen herzuſchaffen.

Ich werde auch etwas Geld in Frankfurt vom Vormunde übrig haben, das ſei ſo gut und ſchicke mir gleich.

Ich ſträube mich nach ſo vielen Bitten noch eine an Dich zu wagen, aber ich ſehe mich wirklich gezwungen dazu, indem ich keinen andern Ausweg weiß. Hälſt Du indeſſen dieſe Bitte für unbeſcheiden, ſo betrachte ſie lieber als nicht geſchehen und bleibe mir

nur gut. Du haſt genug für mich gethan, um mir wohl einmal etwas abzuſchlagen, und ich ehre Dich zu herzlich, als daß das nur eine Ahndung von Unwillen bei mir erwecken könnte.

Die Reiſe und beſonders der Zweck der Reiſe war zu koſtbar für 300 Rthlr. Brockes hat mir mit faſt 200 Rthlr. ausgeholfen. Ich muß dieſe Summe ihm jetzt nach Dresden ſchicken. Er hat zu unausſprechlich viel für mich gethan, als daß ich daran denken dürfte, dieſe Verpflichtung nur einen Augenblick zu verſäumen. Du weißt, daß ich ſelbſt über mein Vermögen nicht gebieten kann, und Du erräthſt das Uebrige. Ich bin in einem Jahre majorenn. Dieſe Summe zurückzuzahlen wird mich nie reuen, ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieſer Reiſe erworben habe. Alſo deswegen ſei unbeſorgt. Antworte mir bald hierauf. Wenn mir dieſe kleine Unbequemlichkeit abgenommen wird, ſo wird es mir Mühe koſten, zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufriedenheit fehlen könne. Das wird mir wohl thun nach einem Leiden von 24 Jahren.

Grüße Alles, alles und lebe wohl. Dein Bruder Heinrich.

N. S. Haſt Du die Muſik von Zengen erhalten? Sie koſtet 1 Rthlr. 8 Sgr. Von Bargeld habe ich 2 Fr.-d'ors empfangen, der Reſt wäre alſo 1 Rthlr. Dieſe ziehe ab von dem Gelde, das Du mir ſchicken wirſt, wenigſtens von meinem eigen Gelde. Wegen des Agio auf die Commiſſion wird Brockes noch ſchreiben.

N. S. Sollte Tante gern in mein Büreau wollen, wegen der Wäſche, ſo ſorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.

9.

(Ohne Angabe der Zeit.)

Mein liebes Ulrikchen, ich bin auf 8 Tage in Frankfurt, aber nicht ſo vergnügt, als wenn Du hier wäreſt. Ich mußte mir dieſe Zerſtreuung machen, weil mich das Brüten über die ſchwangere Zukunft wieder ganz verſtimmt hatte. In meinem Kopfe ſieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Looſe 1000 Nieten liegen. Da iſt es wohl

zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebens-Geſchick unwiderruflich entſcheidet. Mehr als einmal bin ich nahe geweſen, mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer, wie ſie es ſagen, froh ſind; und am Ende könnte man ſich ſelbſt mit dem Apollo tröſten, der auch verdammt ward, Knechtsdienſte auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres, höheres Ziel, und noch kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen. Das Schlimmſte bei dieſer Ungewißheit iſt, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem andern ganz erklären kann. — Schreibe Du mir doch ein paar Worte nach Berlin. Adieu, grüße Schönfeldt und Frau, Onkel und Tante Pannwitzens ꝛc.

N. S. Kannſt Du mir nicht Nachricht geben, wo ſich wohl jetzt meine Culturgeſchichte befindet?

10.

Berlin, den 25. November 1800.

Liebe Ulrike. Die überſchickten 260 Rthlr. habe ich erhalten und wünſche ſtatt des Dankes herzlich, für ſo viele mir erfüllten Wünſche, Dir auch einmal einen der Deinigen erfüllen zu können.

Ich habe jetzt Manches auf dem Herzen, das ich zwar Allen verſchweigen muß, aber doch Dir gern mittheilen möchte, weil ich von Dir nicht fürchten darf, ganz misverſtanden zu werden.

Indeſſen das würde, wenn ich ausführlich ſein wollte, einen gar zu langen Brief koſten, und daher will ich Dir nur ganz kurz einige Hauptzüge meiner jetzigen Stimmung mittheilen.

Ich fühle mich nämlich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reiſe war das anders — jetzt hat ſich die Sphäre für meinen Geiſt und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir g l a u b e n, liebes Mädchen.

So lange die Metallkugel noch kalt iſt, ſo läßt ſie ſich wohl hineinſchieben in das enge Gefäß, aber

ſie paßt nicht mehr dafür, wenn man ſie glühet — faſt ſo wie der Menſch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.

Ich fühle mich zu ungeſchickt mir ein Amt zu erwerben, zu ungeſchickt es zu führen und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück zu dem es führt.

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prinzen, beſonders der jüngere, ſehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, ſo bedarf ich ſeiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht ſchwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, ſich andere Unterthanen aufzuſuchen.

Am Hofe theilt man die Menſchen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in ſolche, die ſich dehnen und ſtrecken laſſen, und in ſolche, die dies nicht thun. — Die erſten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkühr geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.

Denn ſelbſt die beſten Könige entwickeln wohl gern das ſchlummernde Genie, aber das entwickelte drücken ſie ſtets nieder; und ſie ſind wie der Blitz,

der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausſchlägt.

Ich fühle wohl, daß es unſchicklich iſt, ſo etwas ſelbſt zu ſagen, indeſſen kann ich nicht leugnen, daß mir der Gedanke durch die Seele geflogen iſt, ob es mir nicht einſt ſo gehen könnte?

Wahr iſt es, daß es mir ſchwer werden würde, in ein Intereſſe einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf — und das muß ich doch, wenn ich bezahlt werde?

Es wäre zwar wohl möglich, daß ich lernen könnte, es wie die Andern zu machen, — aber Gott behüte mich davor!

Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, ſo kühlen ſie ihn ab, — und darum iſt es wohl recht gut, wenn man fern von den Menſchen bleibt.

Das wäre auch recht eigentlich mein Wunſch, — aber wie ich das ausführen werde, weiß ich noch nicht, und nie iſt mir die Zukunft dunkler geweſen als jetzt, obgleich ich nie heitrer hineingeſehen habe als jetzt.

Das Amt, das ich annehmen ſoll, liegt ganz außer

dem Kreiſe meiner Neigung. Es iſt praktiſch ſo gut, wie die andern Finanzämter. Als der Miniſter mit mir von dem Effect einer Maſchine ſprach, ſo verſtand ich ganz natürlich darunter den mathematiſchen. Aber wie erſtaunte ich, als ſich der Miniſter deutlicher erklärte, er verſtehe unter dem Effect einer Maſchine, nichts anderes, als das Geld, das ſie einbringt.

Uebrigens iſt, ſo viel ich einſehe, das ganze preußiſche Commerzſyſtem ſehr militairiſch, — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterſtützer finden werde. Die Induſtrie iſt eine Dame, und man hätte ſie fein und höflich, aber herzlich einladen ſollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man ſie mit den Haaren herbeiziehen, — iſt es ein Wunder, wenn ſie ſchmollt? Künſte laſſen ſich nicht, wie die militairiſchen Handgriffe erzwingen. Aber da glaubt man, man habe alles gethan, wenn man Meſſen zerſtört, Fabriken baut, Werkſtühle zu Haufen anlegt. — Wem man eine Harmonika ſchenkt, iſt der darum ſchon ein Künſtler? Wenn er nur die Muſik erſt verſtände, ſo würde er ſich ſchon ſelbſt ein Inſtrument bauen. Denn Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie ſich ſelbſt nicht helfen,

ſo hilft ihnen kein König auf. Wenn man ſie in ihrem Gange nur nicht ſtört, das iſt Alles, was ſie von den Königen begehren. — Doch ich kehre zur Hauptſache zurück.

Ich werde daher wahrſcheinlich dieſe Laufbahn nicht verfolgen. Doch möchte ich ſie gern mit Ehren verlaſſen und wohne daher, während dieſes Winters den Seſſionen der techniſchen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht geſtatten, ohne angeſtellt zu ſein, und der Miniſter drohte mir ſogar ſchriftlich, daß wenn ich mich jetzt nicht gleich anſtellen ließe, ſich in der Folge für mich wenig Ausſichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entſchließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und beſtand darauf, dieſen Winter den Seſſionen bloß beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir dann endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verſchwiegenheit abzulegen, geſtattet. Im nächſten Frühjahr werde ich mich beſtimmt erklären.

Bei mir iſt es indeſſen doch ſchon ſo gut, wie gewiß, beſtimmt, daß ich dieſe Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieſes Amt ausſchlage, ſo giebt es für

mich kein beſſeres, wenigſtens kein praktiſches. Die Reiſe war das einzige, das mich reizen konnte, ſo lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptſächlich auf Liſt und Verſchmitztheit an, und darauf verſtehe ich mich ſchlecht. Die Inhaber ausländiſcher Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkſtatt. Das einzige Mittel alſo, doch hinein zu kommen, iſt Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug. — Ja man hat mich in dieſer Kunſt zu betrügen ſchon unterrichtet — nein, mein liebes Ulrikchen, das iſt nichts für mich.

Was ich aber für einen Lebensweg einſchlagen werde —? Noch weiß ich es nicht. Nach einem andern Amte möchte ich mich dann ſchwerlich umſehen. Unaufhörliches Fortſchreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häußliche Freuden, das iſt es, was ich unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben und ſollte ich mich auch mit Gewalt von allen Vorurtheilen losreißen müſſen, die mich binden.

Aber behalte dies alles für Dich. Niemand verſteht es, das haben mir tauſend Erfahrungen beſtätigt.

„Wenn Du Dein Wiſſen nicht nutzen willſt, warum ſtrebſt Du denn ſo nach Wahrheit?“ So fragen mich viele Menſchen, aber was ſoll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort die es giebt, iſt dieſe: weil es Wahrheit iſt! — Aber wer verſteht das?

Darum will ich jetzt ſo viel als möglich alle Vertrauten und Rathgeber vermeiden. Kann ich meine Wünſche nicht ganz erfüllen, ſo bleibt mir immer noch ein akademiſches Lehramt übrig, das ich vor allen Aemtern am liebſten nehmen würde.

Alſo ſei auch Du ſo ruhig, mein liebes Ulrikchen, als ich es bin, und denke mit mir, daß wenn ich hier keinen Platz finden kann, ich vielleicht auf einem andern Stern einen um ſo beſſern finden werde.

Adieu. Lebe wohl und ſei vergnügt auf dem Lande.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Sage Minetten, daß ich vergebens Löſchbrandten [2] täglich erwarte. Er hat nämlich verſprochen zu mir zu kommen, wenn er ſich mit ſeinem Advocaten berathſchlagt hätte. Noch iſt er aber nicht erſchienen. Ich habe ihn bisher nicht aufſuchen wollen, um

Minettens Sache nicht den Anſchein zu geben, als ob ſie dringend wäre. Indeſſen heute will ich es doch verſuchen ihn aufzuſuchen. In ſeinem Hauſe iſt er niemals zu finden.

11.

Berlin, den 5. Februar 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, ich hatte, als ich Schönfeldt im Schauſpielhauſe ſah, in dem erſten Augenblicke eine unbeſchreiblich frohe Hoffnung, daß auch Du in der Nähe ſein würdeſt, — und noch jetzt weiß ich nicht recht, warum Du dieſe gute Gelegenheit, nach Berlin zu kommen, ſo ungenutzt gelaſſen haſt. Recht herzlich würde ich mich darüber gefreut haben, und ob ich gleich weiß, daß Du daran nicht zweifelſt, ſo ſchreibe ich es doch auf, weil ich mich noch weit mehr darüber gefreut haben würde, als Du glaubſt. Denn hier in der ganzen volkreichen Königsſtadt iſt auch nicht ein Menſch, der mir etwas Aehnliches von dem ſein könnte, was Du mir biſt. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz und Freude, denn

Du biſt die Einzige, oder überhaupt der einzige Menſch, von dem ich ſagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Intereſſe, ganz ohne eigene Abſichten, kurz, daß er nur mich ſelbſt liebt. Recht ſchmerzhaft iſt es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir ſagen kann, obgleich Du es gewiß weit mehr verdienſt, als ich; denn Du haſt zu viel für mich gethan, als daß meine Freundſchaft, in welche ſich ſchon die Dankbarkeit miſcht, ganz rein ſein könnte. Jetzt wieder bieteſt Du mir durch Schönfeldt Deine Hülfe an, und mein unſeliges Verhältniß will, daß ich nie geben kann und immer annehmen muß. Kann Wackerbarth mir 200 Rthlr. geben, ſo denke ich damit und mit meiner Zulage den äußerſt theuren Aufenthalt in Berlin (der mir eigentlich durch die vielen Beſuche aus Potsdam theuer wird) beſtreiten zu können. Beſorge dies, und fürchte nicht, daß ich, wenn ich dankbarer ſein muß, Dich weniger aus dem Innerſten meiner Seele lieben und ehren werde.

Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft, ob ich Schönfeldt's Vorſchlag, ihm nach Werben zu folgen, annehmen ſollte, oder nicht. Allein ich mußte mich für das letztere beſtimmen, aus Gründen, die ich Dir

kürzlich wohl angeben kann. Ich wünſche nämlich von ganzem Herzen, dieſen für mich traurigen Ort ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen. Sobald ich nach meinem Plane das Studium einiger Wiſſenſchaften hier vollendet habe, ſo kehre ich ihm den Rücken. Daher wollte ich dieſen erſehnten Zeitpunct nicht gern durch eine Reiſe weiter herausſchieben, als er ſchon liegt, und daher verſagte ich mir das Vergnügen, Dich zu ſehen. — Ach, wie gern hätte ich Dich geſehen in dem ſtillen Werden, wie vieles hätte ich Dir mittheilen, wie Manches von Dir lernen können. — Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innerſten ausſieht. Aber es intereſſirt Dich doch —? O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es iſt nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieſes, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbſt das einzige, das wir beſitzen, die Sprache taugt nicht dazu, ſie kann die Seele nicht mahlen, und was ſie uns giebt, ſind nur zerriſſene Bruchſtücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerſtes aufdecken ſoll; nicht eben weil es ſich vor der Blöße ſcheut, aber weil ich ihm

nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. Indessen auf diese Gefahr will ich es bei Dir wagen und Dir, so gut ich kann, in zerrissenen Gedanken mittheilen, was Interesse für Dich haben könnte.

Noch immer habe ich mich nicht für ein Amt entscheiden können und Du kennst die Gründe. Es giebt Gründe für das Gegentheil, und auch diese brauche ich Dir nicht zu sagen. Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieser innere Zustand der Ungewißheit war mir unerträglich und ich griff um mich zu entscheiden, zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porsenna's*), diesen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte, zur Entscheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um sich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überschreiten, ehe der Krieg oder der Friede entschieden wäre. Fast eben so machte ich es auch. Ich beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über einen Lebensplan entschieden wäre;

*) Verwechselung mit dem König Antiochus IV., Epiphanes von Syrien.

aber acht Tage vergiengen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentſchloſſen wieder verlaſſen. — Ach, Du weißt nicht, Ulrike, wie mein Innerſtes oft erſchüttert iſt. — — Du verſtehſt dies doch nicht falſch? — Ach, es giebt kein Mittel, ſich Andern ganz verſtändlich zu machen, und der Menſch hat von Natur keinen andern Vertrauten, als ſich ſelbſt.

Indeſſen ſehe ich doch immer von Tage zu Tage mehr ein, daß ich ganz unfähig bin, ein Amt zu führen. Ich habe mich durchaus daran gewöhnt, eigenen Zwecken zu folgen, und dagegen von der Befolgung fremder Zwecke ganz und gar entwöhnt. Letzthin hatte ich eine äußerſt widerliche Empfindung. Ich war nämlich in einer Seſſion, denen ich immer noch beiwohne, weil ich nicht recht weiß, wie ich mich davon losmachen ſoll, ohne zu beleidigen. Da wird unter andern Berichten auch immer eine kurze Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewiſſer Journale über Chemie, Mechanik ꝛc. Eines der Mitglieder ſchlug einen großen Folianten auf, der der 5te Theil eines neu herausgekommenen franzöſiſchen Werkes über Mechanik war. Er ſagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch freilich nur flüchtig durchblättern können, allein es

ſcheine ihm, als ob es wohl allerdings manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck intereſſirt. Darauf fragte ihn der Präſident, ob er glaubte, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchſtudirt würde, und als er dies bejahend beantwortete, ſo wandte ſich der Präſident ſchnell zu mir und ſagte: nun Herr v. K., das iſt etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu ſich, leſen Sie es durch und ſtatten Sie der Deputation darüber Bericht ab. — Was in dieſem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng, kann ich Dir wieder nicht beſchreiben. Ein ſolches Buch koſtet wenigſtens 1 Jahr Studium, iſt neu, folglich ſein Werth noch gar nicht entſchieden, würde meinen ganzen Studienplan ſtören ꝛc. ꝛc. Ich hatte aber zum erſtenmal in 2 Jahren wieder einen Obern vor mir und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freude, daß ich noch frei war, und beſchloß das Buch ungeleſen zu laſſen, es folge daraus, was da wolle. — Ich muß fürchten, daß auch dieſes mißverſtanden wird, weil ich wieder nicht Alles ſagen konnte.

In Geſellſchaften komme ich ſelten. Die jüdiſchen würden mir die liebſten ſein, wenn ſie nicht ſo pretiös mit ihrer Bildung thäten. An dem Juden Cohen habe ich eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, nicht ſowohl ſeinetwillen, als wegen ſeines prächtigen Cabinets von phyſikaliſchen Inſtrumenten, das er mir zu benutzen erlaubt hat. Zuweilen bin ich bei Clauſius, wo die Gäſte meiſtens intereſſanter ſind, als die Wirthe. Einmal habe ich getanzt und war vergnügt, weil ich zerſtreut war. Huth iſt hier und hat mich in die gelehrte Welt eingeführt, worin ich mich aber ſo wenig wohl befinde, als in der ungelehrten. Dieſe Menſchen ſitzen ſämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt ſeines ſei das beſte, und um den Baum bekümmern ſie ſich nicht.

Ach, liebe Ulrike, ich paſſe mich nicht unter die Menſchen, es iſt eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umſchweif angeben ſoll, ſo iſt es dieſer: ſie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menſchen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigne Beſchaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenſtände darauf einwirken ſollen; und mancher würde aufhören über

die Verderbtheit der Sitten zu ſchelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, ſchief und ſchmutzig iſt. Indeſſen wenn ich mich in Geſellſchaften nicht wohl befinde, ſo geſchieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich ſelbſt nicht zeige, wie ich es wünſche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu ſpielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Geſellſchaft läſtig, und froh kann ich nur in meiner eignen Geſellſchaft ſein, weil ich da ganz wahr ſein darf. Das darf man unter Menſchen nicht ſein, und keiner iſt es. — Ach, es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menſchen, die an dem Dinge nur die Oberfläche ſehen, zu ihrem Glücke verſchont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — ſie zeigt mir Alles, was mich umgiebt und mich ſelbſt in ſeiner ganzen armſeligen Blöße und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich iſt, weil ſie wahrſcheinlich eine ganz phyſiſche Urſache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich ſie ſo verſtecken, daß ſie nicht auffällt

— o wie ſchmerzhaft iſt es, in dem Aeußern ganz ſtark und frei zu ſein, indeſſen man im Innern ganz ſchwach iſt, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man ſich nie zeigen kann, wie man wohl mögte, nie frei handeln kann, und ſelbſt das Große verſäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt und das albernſte Mädchen oder der elendſte Schuft von élégant uns durch die matteſte persiflage vernichten kann. — Das Alles verſtehſt Du vielleicht nicht, liebe Ulrike, es iſt wieder kein Gegenſtand für die Mittheilung, und der Andere müßte das Alles aus ſich ſelbſt kennen, um es zu verſtehen.

Selbſt die Säule, an welcher ich mich ſonſt in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. — — Ich meine, die Liebe zu den Wiſſenſchaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verſtändlich machen? — Liebe Ulrike, es iſt ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein ſchweres Spiel ſei; und warum iſt es ſchwer? Weil man beſtändig und immer von Neuem eine Karte ziehen ſoll und doch nicht weiß, was Trumpf iſt; ich meine darum, weil man beſtändig und immer

von Neuem handeln ſoll und doch nicht weiß, was recht iſt. Wiſſen kann unmöglich das Höchſte ſein, — handeln iſt beſſer als wiſſen Aber ein Talent bildet ſich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt. Zwei ganz verſchiedene Ziele ſind es, zu denen zwei ganz verſchiedene Wege führen. Kann man ſie beide nicht vereinigen, welches ſoll man wählen? Das höchſte, oder das, wozu unſere Natur treibt? — Aber auch ſelbſt dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach, es iſt ſo traurig, weiter nichts, als gelehrt zu ſein. Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenſtand aus dem Reiche des Wiſſens auszuwählen und dieſen zu bearbeiten. — Ja freilich, das iſt der Weg zum Ruhme, aber iſt dieſer mein Ziel? Mir iſt es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles Andere zu vergeſſen. Mir iſt keine Wiſſenſchaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, ſo iſt es nur wie einem Vater immer derjenige von ſeinen Söhnen der liebſte iſt, den er eben bei ſich ſieht. — Aber ſoll ich immer von einer Wiſſenſchaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche ſchwimmen

und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt.

Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner. — Goethe*) sagt, wo eine Entscheidung soll geschehen, da muß vieles zusammentreffen. — Aber ist es nicht eine Unart, nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben? — Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blume ihre Kelche der Sonne? — Lerne Du nur fleißig aus dem Gaspari,[23] und vergiß nicht die Laute. Wer weiß ob wir es nicht früh oder spät brauchen. Gute Nacht, es ist spät. Grüße Deine liebe Wirthin und alle Bekannte. H. K.

N. S. Soeben erfahre ich, daß Minette und Gustel mit dem Malchen und Familie nach Berlin kommen. Heute werden Sie ankommen und bei der Schlichting wohnen.

---

*) Nicht Goethe, sondern Schiller; vgl. die Piccolomini, 2. Aufz., 6. Auftr.

12.

Berlin, den 22. März 1801.

Mein liebes Ulrikchen, ich kann Dir jetzt nicht ſo weitläufig ſchreiben, warum ich mich entſchloſſen habe, Berlin ſobald als möglich zu verlaſſen und ins Ausland zu reiſen. Es ſcheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die kantiſche Philoſophie ſo viele auf dem Gewiſſen hat. Mich ekelt vor dieſer Geſellſchaft, und doch kann ich mich nicht losringen aus ihren Banden. Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts wiſſen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Beſtreben, ſich ein Eigenthum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos iſt, dieſer Gedanke hat mich in dem Heiligthum meiner Seele erſchüttert. — Mein einziges und höchſtes Ziel iſt geſunken, ich habe keines mehr. Seitdem ekelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schooß, und ſuche ein neues Ziel, dem mein Geiſt, froh beſchäftigt, von

Neuem entgegenſchreiten könnte. Aber ich finde es nicht, und eine innerliche Unruhe treibt mich umher, ich laufe auf Caffeehäuſer und Tabagien, in Concerte und Schauſpiele, ich begehe, um mich zu zerſtreuen und zu betäuben, Thorheiten, die ich mich ſchäme aufzuſchreiben, und doch iſt der einzige Gedanke, den in dieſem äußern Tumult meine Seele unaufhörlich mit glühender Angſt bearbeitet, dieſer: dein einziges und höchſtes Ziel iſt geſunken. — — Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mich ekelt vor Allem, was Wiſſenſchaft heißt. Ich kann nicht einen Schritt thun, ohne mir deutlich bewußt zu ſein, wohin ich will? — Mein Wille iſt zu reiſen. Verloren iſt die Zeit nicht, denn arbeiten könnte ich doch nicht, ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke? Ich will mir einen Zweck ſuchen, wenn es einen giebt. Wenn ich zu Hauſe bliebe, ſo müßte ich die Hände in den Schooß legen und denken; ſo will ich lieber ſpatzieren gehen und denken. Ich kehre um, ſobald ich weiß, was ich thun ſoll. Iſt es eine Verirrung, ſo läßt ſie ſich vergüten und ſchützt mich vielleicht vor einer andern, die unwiderruflich wäre. Ich habe Dir verſprochen, das Vaterland nicht zu verlaſſen, ohne Dich davon

zu benachrichtigen, und ich erfülle mein Wort. Willſt Du mitreiſen, ſo ſteht es in Deiner Willkühr. Einen frohen Geſellſchafter wirſt Du nicht finden, auch würden die Koſten nicht gering ſein, denn mein Zuſchuß kann nicht mehr ſein, als 1 Thaler für jeden Tag. Willſt Du aber dennoch, ſo mache ich Dir gleich einige Vorſchläge. Das Wohlfeilſte würde ſein, mit eigner Equipage zu reiſen. Den Wagen könnteſt Du hier kaufen, eben ſo ein Paar alte ausrangirte pohlniſche Huſarenpferde, welche zu dieſem Zwecke am beſten tauglich ſein mögten. Unſer hieſiger Bedienter, ein brauchbarer guter Menſch, geht gern mit. Doch auf dieſen Fall wäre zu viel zu verabreden, als daß es ſich ſchriftlich leicht thun ließe. Das Beſte wäre daher, Du führeſt bis Eggersdorf und ſchriebſt mir, wann ich Dich dort abholen ſollte. Kommt Dir dies alles aber zu raſch, ſo bleibe ruhig, unſere Reiſe aufs künftige Jahr bleibt Dir doch unverloren. In dieſem Falle hilf mir doch (wenn Du nicht kannſt, durch Minetten) mit 300 Rthlr. Aber ſo bald als möglich, denn die Unthätigkeit macht mich unglücklich. Ich mögte gern mit dem 1. Aprill abreiſen, das heißt alſo ſchon in 8 Tagen. Mein Wille iſt durch

Frankreich (Paris), die Schweiz und Deutſchland zu reiſen. Ich kehre vielleicht in Kurzem zurück, vielleicht auch nicht, doch gewiß noch vor Weihnachten. Heinrich.

N. S. Dieſer Brief iſt verſpätet worden, und wenn ich nun auch nicht den erſten Aprill reiſen kann, ſo möchte ich doch gern in den erſten Tagen dieſes Monats reiſen.

Sage doch der Tante Maſſow, ſie möchte mir ſo bald als möglich meine Zulage ſchicken. Auch außer dieſer Zulage von 75 Rthlr. erhält ſie noch 140 Rthlr. vom Vormund (worüber ſie quittiren muß), die ich zugleich zu erhalten wünſchte.

13.

(Kleiſt's Siegel.)

Adreſſe: An
Fräulein Ulrike von Kleiſt
Hochwohlgeb.
zu
Frankfurt
an der Oder

Berlin, den 1. Aprill 1801.

Mein liebes Ulrikchen. Du kannſt bei der Glogern, verlorne Straße Nr. 22, abſteigen.

Ich ſchreibe Dir hier folgende Berechnung auf, welche Du während Deiner Herreiſe prüfen kannſt.

1. Die Pferde ſind, da das Frühjahr und der Marſch (denn es rücken von hier einige Regimenter ins Feld) zuſammenkommen ſehr theuer und wir können rechnen, daß 2 Pferde jetzt wenigſtens 10 Fr.d'or mehr koſten, als ſie unter günſtigern Umſtänden gekoſtet haben würden. Sie ſind bei unſerer Rückkehr, wo der Winter (und vielleicht auch der Friede) ein-

tritt, ſehr wohlſeil, überdieß auch nach der Wahrſcheinlichkeit ſchlechter geworden; alſo kann man rechnen, daß wir wenigſtens bei ihrem Verkauf 20 Fr.d'or daran verlieren.

2. Sie koſten uns monatlich (mit dem Kutſcher) wenigſtens 6 Fr.d'or; macht für 6 Monate 36 Fr.d'or.

3. Man kann Unfälle nach der Wahrſcheinlichkeit in Anſchlag bringen und etwa annehmen, daß von zehn Reiſen durch Krankwerden und Fallen der Pferde eine verunglückt. Man müßte alſo für jede Reiſe den zehnten Theil des Pferdepreiſes in Anſchlag bringen, macht, die Pferde zu 50 Fr.d'or gerechnet, 5 Fr.d'or.

Alſo	20	Fr.d'or.
	36	=
	5	=
Summa	61	Fr.d'or.

4. Dagegen kann man rechnen, daß man zwar, durch die Chikane der Poſtbedienten, der Wagen mag noch ſo leicht ſein, nach der Regel 3 Extra-Poſt-Pferde zu nehmen gezwungen iſt; es muß aber durch Geſchicklichkeit oft gelingen (beſonders in Frankreich, wo man, wie ich häufig höre, ſehr wohlfeil reiſen ſoll), mit

2 Pferden wegzukommen; auch kann man gelegentlich mit Bauernpferden reiſen. Geſetzt nun, man müßte die Hälfte der ganzen Reiſe nach Paris, das heißt 60 Meilen, 3 Pferde bezahlen, macht (in preuß. Staaten à 12 Ggr., in Frankreich aber weit wohlfeiler à 8 Ggr., alſo das Mittel à 10 Ggr.) 60×30 = 1800 Ggr., zweimal genommen (nämlich hin und zurück) 3600 Ggr. = 150 Rthlr. Geſetzt ferner, man könnte um $^1/_4$ der ganzen Reiſe, alſo 30 Meilen, mit 2 Pferden wegkommen, macht 30×20×2 = 1200 Ggr. = 50 Rthlr. Geſetzt endlich, man könnte nur das letzte Viertel der Reiſe mit Bauernpferden à 6 Ggr. fahren, macht 30×12×2 = 720 Ggr. = 30 Rthlr.

Alſo 150 Rthlr.
50 =
30 =
230 Rthlr.

Geſetzt, da Alles wohlfeil gerechnet, auch das Biergeld für Poſtillone vergeſſen iſt, die ganze Reiſe koſtete 70 Rthlr. mehr, als dieſer Anſchlag, ſo würde doch der Betrag nicht größer ſein, als 300 Rthlr.

Dazu kommt, daß wir ſchneller nach Paris kommen, wo wir uns wohlfeil einmiethen können, alſo in den Wirthshäuſern nicht ſo viel ausgeben. Endlich iſt auch das Betrügen des Kutſchers in einem fremden Lande und der Aerger, dem man auf dieſe Art ausweicht, in Anſchlag zu bringen.

Willſt Du doch nicht ohne Bedienung reiſen (indem wir, wenn wir auf der Hinreiſe den Brocken beſteigen, oder die herrliche Waſſerfahrt von Mainz nach Coblenz machen, doch Jemanden bei dem Wagen und den Sachen zurücklaſſen auch in Paris Einen haben müſſen, der uns die Stube und Kleider reinigt, Eſſen holt ꝛc. ꝛc.), ſo will ich die Hälfte hinzuthun, macht etwa 6 Fr.d'or für jeden, wobei wir, bei der Erſparung der Biergelder, nicht viel mehr verlieren, als etwa die Hälfte.

Zu einem dritten Geſellſchafter bin ich weder ſehr geneigt, noch iſt er leicht zu finden. Brockes und Rühle[25] wären die einzigen; beide ſind durch Aemter gefeſſelt.

Adieu. Ich erwarte Dich Sonnabend. Bringe mir mein Hutfutral mit. Heinrich.

14.

Baſel, den 16. December 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, möchteſt Du doch das Ziel Deiner Reiſe ſo glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen! Ich kann nicht ohne Beſorgniß an Deine einſame Fahrt denken. Niemals habe ich meine Trennung von Dir gebilligt, aber niemals weniger als jetzt. Aber Gott weiß, daß oft dem Menſchen nichts anders übrig bleibt, als unrecht zu thun. — Vielleicht biſt Du in dieſem Augenblick damit beſchäftigt, mir aus Frankfurt zu ſchreiben, daß Du mir Alles verzeihſt. Denn Deine unbezwungene Tugend iſt es, ich weiß es. — Ach, Ulrike, Alles, was ich nach dem Trennungstage von Dir denken würde, habe ich monatelang vorhergeſehen. Doch ich weiß, daß Du es nicht gerne hörſt.

Ich habe auf meiner Reiſe oft Gelegenheit gefunden, mich Deiner zu erinnern und wehmüthiger, als Du glaubſt. Denn immer ſah ich Dich, ſo wie Du Dich in den letzten Tagen, ja auf der ganzen Fahrt von Paris nach Frankfurt mir zeigteſt. Da

warſt Du ſo ſanft. -- Deine erſte Tagereiſe gieng wahrſcheinlich bis Hanau, die meinige bis Darmſtadt. Das war ein recht trauriger Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Am andern Morgen, als wir über die ſchöne Bergſtraße nach Heidelberg giengen, ward unſere Wanderung heiterer. Denn da war Alles ſo weit, ſo groß, ſo weit, und die Lüfte wehten da ſo warm, wie damals auf dem Kienaſt in Schleſien. — Vergiß nicht, Leopold zu ſagen, daß er Gleißenberg[26] von mir grüßen ſoll. — In Heidelberg beſtieg ich wieder die ſchöne Ruine, die Du kennſt. Daran haben wir damals nicht gedacht, daß Clairant und Clara wirklich einander bei dem tiefen Brunnen, der hier in den Felſen gehauen iſt, zuerſt wiederſahen*), und daß doch etwas Wahres an dieſer Geſchichte iſt. — Bei Durlach ſaßen wir einmal beide auf dem Thurnberg, und ſahen die Sonne jenſeits des Rheins über den Vogeſen untergehen. Entſinnſt Du Dich wohl noch unſers Geſprächs? Mir war das Alles wieder lebendig, als ich diesmal dicht an dem Fuße dieſes Berges vorbeigieng. — Ich bin diesmal auch in Carlsruhe ge-

*) Anſpielung auf eine Situation aus dem Roman A. Lafontaine's: Klara du Pleſſis und Klairant, Berlin 1795.

weſen, und es iſt Schade, daß Du dieſe Stadt, die wie ein Stern gebaut iſt, nicht geſehen haſt. Sie iſt klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintritt, ſo iſt es, als ob ein geordneter Verſtand uns anſpräche. — Bei Straßburg gieng ich mit meinem Reiſegefährten[27] über den Rhein. Das iſt wohl ein guter Menſch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede iſt etwas rauh, doch ſeine That iſt ſanft. — Wir rechneten ohngefähr, daß Du an dieſem Tage in Leipzig ſein könnteſt. Haſt Du Hindenburg[28] wieder geſprochen? Auch die jüngſte Schlieben[29]? Ich habe in Straßburg niemanden beſucht, vorzüglich darum, weil die Zeit zu kurz war. Denn der ſchlechte Weg und die kurzen Wintertage hatten uns außerordentlich verſpätet. Das Wetter für dieſe Reiſe war aber ſo ziemlich erträglich, faſt eben ſo erträglich wie auf der Lebensreiſe, ein Wechſel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht ſchöner ſein können. — Von hier aus giengen wir durch das franzöſiſche Elſaß nach Baſel. Es war eine finſtere Nacht als ich in das neue Vaterland trat. Ein ſtiller Landregen fiel überall nieder. Ich ſuchte Sterne in den Wolken und

dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war ſo dunkel. Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben. — Ich bin ſchon ſeit einigen Tagen hier und hätte Dir freilich ein wenig früher ſchreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niederſetzte, war es mir ganz unmöglich. — Dieſe Stadt iſt ſehr ſtill, man könnte faſt ſagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen und die Natur ſieht hier aus wie eine 80jährige Frau. Doch ſieht man ihr an, daß ſie in ihrer Jugend wohl ſchön geweſen ſein mag. — Zuweilen ſtehe ich auf der Rheinbrücke, und es iſt erfreulich zu ſehen, wie dieſer Strom ſchon an ſeinem Beginnen ſo mächtig anfängt. Aber man ſagt, er verliert ſich im Sande. — Heinrich Zſchokke[30] iſt nicht mehr hier. Er hat ſeinen Abſchied genommen und iſt jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelaſſen. Man ſagt, er ſei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückſeliger Geiſt geht durch die Schweiz. Es feinden ſich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich ſuche und doch nothwendiger bedarf, als das Leben! — Ich wollte, Du wäreſt bei mir geblieben.

— Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerſpruche ſtehen und doch ungern ſcheiden? — Lebe wohl, ſchreibe mir bald nach Bern. Wenn mein liebes, beſtes Tantchen ein freundliches Wort in Deinem Briefe ſchreiben wollte, wenn auch Minette, Guſtel, Leopold, Julchen das thun wollten, ſo würde mich das unbeſchreiblich freun.

Heinrich Kleiſt.

15.

Bern, den 12. Januar 1802.
(Adreſſire die Briefe nach Bern).

Mein liebes Ulrikchen, der Tag, an welchem ich Deinen Brief empfieng, wird einer der traurigſten meines Lebens bleiben. Die vergangene Nacht iſt die dritte, die ich ſchlaflos zugebracht habe, weil mir immer das entſetzliche Bild vorſchwebt. — So unglücklich

mußte dieſe Reiſe enden*), die Dir niemals viele Freude gemacht hat? — Ich war in der erſten Ueberraſchung ganz außer mir. Mir war's, als geſchähe das Unglück indem ich es laß, und es dauerte lange, ehe mir zum Troſte einfiel, daß es ja ſchon ſeit drei Wochen vorbei war. — Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überſchüttet haben! Werden ſie es mir verzeihen können, daß ich Dich ſo einſam reiſen ließ? Und doch, hätte meine Gegenwart Dir zu etwas Anderm dienen können, als bloß den Unfall mit Dir zu theilen?

Die andere Hälfte Deines Briefes, welche mich betrifft, iſt auch nicht ſehr erfreulich. — Mein liebes Ulrikchen, zurückkehren zu Euch iſt, ſo unausſprechlich ich Euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Aeußerſte ertragen. — Laß mich! Erinnere mich nicht mehr daran. Wenn ich auch zurückkehrte, ſo würde ich doch gewiß, gewiß ein Amt nicht nehmen. Das iſt nun einmal abgethan. Dir ſelbſt

*) Der Wagen der Schweſter war kurz vor dem Ziel ihrer Rückreiſe von Paris im Waſſer umgeworfen: es ging aber ohne weiteres Unglück ab, als daß ſie und ihre Sachen, darunter viele Bücher und Landkarten, völlig durchnäßt wurden.

wird es einleuchten, daß ich für die üblichen Verhältniſſe gar nicht mehr paſſe. Sie beſchränken mich nicht mehr, ſo wenig wie das Ufer einen anſchwellenden Strom. Laß das alſo für immer gut ſein. — Und dann, ich will ja, wohlverſtanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, Eines, das für beſcheidene Bedürfniſſe gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt. — Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen ſo tief herabgeſchmolzen iſt, wie Du ſchreibſt, ſo kann ich doch immer noch meinen ſtillen, anſpruchloſen Wunſch, ein Feld mit eigenen Händen zu bebauen, ausführen. Ja, zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zuſtand, kaum etwas anderes übrig, und es iſt mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal ſo freundlich zuſammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an, iſt mein Geiſt auf dieſem Lebenswege vorangegangen. Ich bin ſo ſichtbar dazu gebohren, ein ſtilles, dunkles, unſcheinbares Leben zu führen, daß mich ſchon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich ſehen, ängſtigen. Darum eben ſträube ich mich ſo gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir,

hinzutreten vor jene Menſchen, die mit Hoffnungen auf mich ſahen, unmöglich ihnen zu antworten, wenn ſie mich fragen: wie haſt Du ſie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menſchen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es iſt unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube ſind wir hingegeben. — Aber, nur in der Welt wenig zu ſein, iſt ſchmerzhaft, außer ihr nicht. Ach, daß iſt ein häßlicher Gegenſtand. Von etwas Anderm. — Ja, was ich ſagen wollte, ich bin nun einmal ſo verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geſchehen müſſen. Betrachte mein Herz, wie einen Kranken, dieſen Wunſch wie eine kleine Lüſternheit, die man, wenn ſie unſchädlich iſt, immerhin gewähren kann. — Und im Ernſte, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich ſo ſeltſam erbittert geweſen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, ſo glaube ich faſt, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beiſpiel, mein liebes, beſtes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demſelben Augenblicke, ſo innig lieben und doch ſo empfindlich beleidigen? O verzeih mir! Ich habe es mit mir ſelbſt nicht beſſer gemacht — Du rietheſt

mir einmal in Paris, ich möchte, um heiterer zu werden, doch kein Bier mehr trinken, und ſehr empfindlich war mir dieſe materialiſtiſche Erklärung meiner Trauer — jetzt kann ich darüber lachen, und ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Geneſung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balſam für mich geben, denn der bloße Glaube an ſein Daſein ſtärkt mich ſchon. — Ich will Dir wohl ſagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angeſtrengt habe, denn wirklich iſt auch ſeit dieſer Zeit mein Geiſt ſeltſam abgeſpannt. Darum ſoll er für jetzt ruhen, wie ein erſchöpftes Feld, deſto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Luſt ſoll mir die Mühe ſein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich dieſe körperliche Beſchäftigung wieder ganz herſtellen wird. Denn zuletzt mögte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und ſelbſt die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Geſundheit. — Wie, was war das? So hätte ich ja wohl nicht krank ſein müſſen, oder —? Wie Du willſt, nur keine Unterſuchung! In der Bibel ſteht, arbeite, ſo wird es Dir wohl

gehen — ich bilde mir ein, es ſei wahr, und will es auf dieſe Gefahr hin wagen.

Und nun einen Schritt näher zum Ziele. Ich will, daß von dem Wackerbarthſchen Capitale Du, die Tante, Stojentin und Werdeck[31] ſogleich bezahlt werden. Jeder Andere, der irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewieſen, weil ich hier nicht genau die Größe der Schuld weiß, und mir zu dieſem Behufe erſt Papiere aus Berlin ſchicken laſſen muß. (Du kannſt Leopold ſagen oder ſchreiben, er mögte einmal in Berlin bei Zengen in meinem Büreau oder in der Kiſte ein blau geheftetes Rechenbuch in Octav aufſuchen. Da werden auf der vorletzten Seite ſämmtliche Poſten ſtehen, die ich ſchuldig bin. — Das Buch kann er nur Pannwitz ſchicken). Auch bin ich von ihnen mehr oder weniger betrogen worden und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich erſuche alſo Pannwitz mir zu ſchreiben, wie viel ſie von mir fordern, worauf ich ſelbſt beſtimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen iſt. Die Schuld ſoll ſodann mit dieſem Theile von Seiten der Intereſſenten als gelöſcht angeſehen werden. Von mir ſelbſt aber ſoll ſie das nicht, und ich lege mir

die Pflicht auf, auch den noch übrigen Theil einſt zu bezahlen. Das ſoll Pannwitz ihnen ſagen zu ihrer Ruhe, wenn etwas anders ſie beruhigen kann, als ſchwarz auf weiß. Das nun, was von meinem geſammten Capital übrigbleibt, wenn meine Schulden bezahlt ſind, darüber will ich nun ſobald als möglich frei disponiren können, und ich will Dir jetzt ſagen, was ich damit anzufangen denke.

Mir iſt es allerdings Ernſt geweſen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgeſehen, oft mehr in der Abſicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als beſtimmt zu handeln. Auf meiner Reiſe durch dieſes Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Geſcheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthſchaftliche Lehrbücher geleſen und leſe noch dergleichen, kurz, ich weiß ſo viel von der Sache, als nur immer in ſo kurzer Zeit in einen offenen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zſchokke einige lehrreiche Bekauntſchaften gemacht habe und nun mehrere mit Landmännern machen werde. Ueberall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an, und finde

Wohlwollen und Unterſtützung durch Rath und That. Zſchokke ſelbſt will ſich ankaufen, ſogar in meiner Nähe, auch ſpricht er zuweilen von dem Schweizer-Bürgerrecht, das er mir verſchaffen könne, und ſieht dabei ſehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht leſe. — Kurz, Du ſiehſt, daß ich, ob ich gleich verliebt bin, mich doch nicht planlos, in blinder Begierde, über den geliebten Gegenſtand hinſtürze. Vielmehr gehe ich ſo vorſichtig zu Werke, wie es der Vernunft bei der Liebe nur immer möglich iſt. — Ich habe alſo unter ſehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See Eines gefunden, das mir ſelbſt wohl gefällt, und was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hieſigen Freunden für das ſchicklichſte gehalten wird. — Die Güter ſind jetzt im Durchſchnitt alle im Preiſe ein wenig geſunken, weil mancher, ſeiner politiſchen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich ſelbſt aber, der ich gar keine politiſche Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut alſo, von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, iſt während der Unruhen ein wenig verfallen und koſtet circa 3500 Rthlr. Das iſt in Ver-

gleichung der Güte mit dem Preiſe das beſte, das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir beſonders wichtig iſt, nämlich daß der jetzige Beſitzer das erſte Jahr lang in dem Hauſe wohnen bleiben und das Gut gegen Pacht übernehmen will, wodurch ich mit dem Praktiſchen der Landwirthſchaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mich ſodann allein weiter forthelfen zu können. — Auch wird Lohſe, den ſeine Kunſt ernährt, bei mir wohnen und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich alſo, wie Du ſchreibſt, auf Deine Unterſtützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willſt, die mir mehr als das Leben retten kann, ſo lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital ſo viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das ſchicke mir dann ſo bald als möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Uebrige etwa in einigen Monaten ſchicken könnteſt, ſo würde ich gleich aus dieſer Stadt gehen, wo meine Verhältniſſe mir immer noch den Aufenthalt ſehr theuer machen. Alles, was Du mir zulegſt, laſſe ich ſogleich auf die erſte Hypothek eintragen, und verlieren kannſt Du in keinem Falle, auch in dem ſchlimmſten nicht.

Ob Du aber nicht etwas gewinnen wirſt, ich meine, außer den Procenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewiſſen Dingen immer ſchweigen, denn ich ſchäme mich zu reden gegen Einen, der handelt. — Aber Du ſollſt doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geſchwiſter ſollen mir wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt ſind ſie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß ſchicken ſie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Bruſt und weine, daß das Schickſal oder mein Gemüth — und iſt das nicht mein Schickſal? eine Kluft wirft zwiſchen mich und ſie. H. K.

16.

Thun, den 19. Februar 1802.

Meine liebe Freundin meine einzige — Ich bin faſt gewiß, daß Du mir meine Bitte um den Vor-

ſchuß zum Ankauf nicht abgeſchlagen haſt, ſo groß das Opfer bei Deiner Kenntniß meines Characters auch war. — Wenn Du es noch nicht abgeſchickt haſt, ſo ſchicke es nicht ab. Wundere Dich nicht, diesmal iſt das Schickſal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anſchein, daß die Schweiz ſowie Cisalpinien, franzöſiſch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. — So leicht indeſſen wird es dem Aller-Welts-Conſul mit der Schweiz nicht gelingen. Zwar thut er ſein Mögliches, dieſes arme Land durch innere Unruhen immer ſchwach zu erhalten, und jetzt in dieſem Augenblicke noch iſt Zürich im Aufſtande; indeſſen gewiß, wenn er ſich deutlich erklärt, vereinigt ſich Alles gegen den allgemeinen Wolf. — Jetzt alſo, wie Du ſiehſt, und wie alle Männer meiner Bekanntſchaft mir rathen, iſt es höchſt gewagt, ſich in der Schweiz anzukaufen, obſchon die Güter ſehr wohlfeil ſind. Beſonders mögte ich Dein Eigenthum nicht ſo aufs Spiel ſetzen; — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht. — Ich weiß, in welche unangenehme Lage Dich dieſe neue Zumuthung ſetzen kann, doch trage ich jeden Schaden, der Dir dadurch zufließen könnte. — Sollte uns der Himmel

einmal wieder zuſammen führen, auf Händen will ich Dich Mädchen, tragen, im phyſiſchen und moraliſchen Sinne. — Ich bin jetzt bei weitem heitrer und kann zuweilen wie ein Dritter über mich urtheilen. Hab' ich jemals Gewiſſensbiſſe gefühlt, ſo iſt es bei der Erinnerung an mein Betragen gegen Dich auf unſerer Reiſe. Ich werde nicht aufhören Dich um Verzeihung zu bitten, und wenn Du in der Sterbeſtunde bei mir biſt, ſo will ich es noch thun. — Ich gebe indeſſen den Plan nicht auf, und werde das nächſte Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in dieſem Oertchen, ſo wohlfeil, als Du es nur erdenken könnteſt. — Wenn ich Dir nur Deine Sorge für mich nehmen könnte, ſo hätte ich manche frohe Augenblicke mehr. In Hinſicht des Geldes; kann ich Dir verſichern, iſt in der Zukunft für mich zur Nothdurft geſorgt. Du kannſt es errathen, ich mag darüber nichts ſagen. — Nur vor der Hand brauche ich noch von meinem eigenen Gelde. Darum will ich doch, daß Du mir nun, oder vielmehr Pannwitz, Alles ſchickeſt, was an baarem Gelde noch mein iſt. Mit dem Hauſe mag es vor der Hand dahin geſtellt bleiben. Das mußt Du mir aber gleich ſchicken, und wäre nichts

da, ſo bitte ich Dich um 50 Louisd'or, wofür Du meinen Antheil an Intereſſen des Hauſes nehmen könnteſt, nach Maßgabe.

Lebe wohl, und grüße die Unſern von Herzen. Schreib mir doch recht viel von neuen Verhältniſſen im Hauſe durch Guſtes Heirath.

— Den Brief adreſſire künftig immer nach Thun.

Heinrich Kleiſt.

17.

Thun, den 18. März 1801 (l. 1802).

Mein beſſtes Ulrikchen, ich habe das Geld empfangen und bin untröſtlich, daß mein Brief zu ſpät angelangt iſt. Ich dachte immer, daß Du doch auf jeden Fall aus den Zeitungen die Lage der Schweiz kennen und daraus erſehen würdeſt, daß es jetzt gar nicht einmal möglich ſei, ſich mit Sicherheit anzukaufen. Denn kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir von den Züricher Unruhen ſchrieb, abgeſchickt, ſo entſtand ſogar 1 $^1/_2$ Stunden von hier,

im Simmenthal, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf ſogleich ein franzöſiſcher General mit Truppen in Thun ſelbſt einrückte. Es iſt faſt ſo gut wie ausgemacht, daß dies unglückliche Land auf irgend eine Art ein Opfer der franzöſiſchen Brutalität wird, und ich weiß aus ſichern Händen, daß die Schweizer Regierung, die bisher immer noch laviert hat, auf dem Puncte iſt, ſich ganz unzweideutig gegen die Franzoſen zu erklären. Die Erbitterung der Schweizer gegen dieſe Affen der Vernunft iſt ſo groß, daß jede andere Leidenſchaft weicht, und daß die heftigſten Köpfe der Partheien durch den Würfel entſcheiden laſſen, wer ſich in die Meinung des andern fügen ſoll, bloß um, wie ſchmollende Eheleute, ſich gegen den Dieb zu wehren, der einbricht. Ein Krieg alſo ſteht wahrſcheinlicher Weiſe dieſem Lande ſchon in dieſem Sommer bevor — doch ich habe Dir meine Gründe ſchon weitläufiger in meinem letzten Briefe entwickelt. Jetzt nur davon, was ſoll ich mit dem Gelde anfangen? Ich bin ſo beſchämt durch meine Uebereilung und Deine unendliche Güte, daß ich gar nicht weiß, was ich Dir ſagen ſoll. In Deinem Briefe iſt ſo unendlich viel und mancherlei zu leſen, ob es gleich darin

nicht geſchrieben ſteht, daß ich immer wechſelnd bald mit Entzücken*) an Dich, bald mit Widerwillen an mich denke. Nun, von der einen Seite, mein beßtes Mädchen, kann ich jetzt Dich beruhigen, denn wenn mein kleines Vermögen gleich verſchwunden iſt, ſo weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über dieſen Gegenſtand, Du weißt, warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr, als Geſundheit, die mir eben auf ein Paar Tage gefehlt hat. — Schreibe mir nur, wie ich es mit dem Gelde halten ſoll, und ob Du Dich auf irgend eine Art an dem Hauſe ſchadlos halten kannſt. Noch habe ich den Wechſel nicht eingelöſet, werde heute nach Bern, und läßt es ſich machen, ſo bleibt das Geld fern von meinen unſichern Händen, bis Du beſtimmſt, was damit geſchehen ſoll. — Kannſt Du Dich an dem Hauſe ſchadlos halten, ſo iſt mir's auf jeden Fall lieb, das Geld zu beſitzen, das ich auf dieſe Art zu

*) Entzücken? — Fällt Dir nichts ein? — — — Mir iſt das ganze vergangene Jahr wie ein Sommernachtstraum. — Schreibe mir doch, ob ſich Johann eingefunden? Hat auch die Lalande [32] geſchrieben?

jeder Zeit und Gelegenheit brauchen kann. Schreibe mir bald, grüße die lieben Verwandten, und bald erhältſt Du einen recht frohen Brief von Deinem Dir herzlich guten Bruder Heinrich.

18.

Auf der Aarinſel bei Thun, den 1. Mai 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich muß meiner Arbeit einmal einen halben Tag ſtehlen, um Dir Rechenſchaft zu geben von meinem Leben; denn ich habe immer eine undeutliche Vorſtellung, als ob ich Dir das ſchuldig wäre, gleichſam als ob ich von Deinem Eigenthum zehrte.

Deinen letzten Brief mit Inſchriften und Einlagen von den Geliebten habe ich zu großer Freude in Bern empfangen, wo ich eben ein Geſchäft hatte bei dem Buchhändler Geßner,[33] Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau und

Kinder wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem ſich gern verweilen läßt. Darauf machte ich mit Zſchokke und Wieland,[34] Schwager des Geßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau. — Doch das wäre zu weitläufig, ich muß Dich überhaupt doch von manchen andern Wunderdingen unterhalten, wenn wir einmal wieder beiſammen ſein werden. — Jetzt leb ich auf einer Inſel in der Aare, am Ausfluß des Thunerſees, recht eingeſchloſſen von Alpen, 1/4 Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen ſeiner Entlegenheit ſehr wohlfeil war, habe ich für ſechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Inſel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fiſcherfamilie, mit der ich ſchon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn ſie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthſchaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das ſich ausnimmt wie ihr Taufnahme: Mädeli.[35] Mit der Sonne ſtehn wir auf, ſie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann eſſen wir zuſammen; Sonntags

zieht ſie ihre ſchöne Schweizertracht an, ein Geſchenk von mir, wir ſchiffen uns über, ſie geht in die Kirche nach Thun, ich beſteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle ſein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, ſie mir ſelbſt erſchaffen müßte. So habe ich zum Beiſpiel jetzt eine ſeltſame Furcht, ich möchte ſterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod* bin ich aber, Gott ſei Dank, befreit, obſchon Alles, was ich erwerbe, ſo gerade wieder drauf geht. Denn Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich ſagte dem Mädeli: ſie ſollte ſparen. Das Mädchen verſtand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme ſelten von der Inſel, ſehe Niemand, leſe keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich ſelbſt. Zuweilen doch kommen Geßner, oder Zſchokke oder Wie-

*) Ausgeſtrichen: Nahrungsſorgen.

land aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und ſchmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunſch, als zu ſterben, wenn mir drei Dinge gelungen ſind: ein Kind, ein ſchön Gedicht, und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieſes, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, dieſe außerordentlichen Verhältniſſe thun mir erſtaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen ſo entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung — Du verſtehſt mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei euch. — Gelingt es mir nicht, ſo bleibe ich in der Schweiz, und dann kommſt Du zu mir. Denn wenn ſich mein Leben würdig beſchließen ſoll, ſo muß es doch in Deinen Armen ſein. — Adieu. Grüße, küſſe, danke Allen.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich war vor etwa vier Wochen, ehe ich hier einzog, im Begriff nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht ſo auch und vielleicht noch beſſer. Auf den Winter aber werde

ich dorthin — oder vielleicht gar ſchon nach Berlin. — Bitte doch Leopold, daß er nicht böſe wird, weil ich nicht ſchreibe. Denn es iſt mir wirklich immer eine erſtaunliche Zerſtreuung, die ich vermeiden muß. In etwa ſechs Wochen werde ich wenigſtens ein Dutzend Briefe ſchreiben.

19.

(Der folgende Brief, deſſen Inhalt für Ulrike beſtimmt war, und welcher ſie veranlaßte, ſofort zu ihrem kranken Bruder in die Schweiz zu eilen, iſt adreſſirt an Kleiſts Schwager, den Herrn von Pannwitz.)

Bern, im Auguſt 1802.

Mein lieber Pannwitz, ich liege ſeit zwei Monaten krank in Bern, und bin um 70 franzöſiſche Louisd'or gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf mein Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter ſchreiben, als dies Allernothwendigſte. Schicke zur

Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Mann, der es euch zurückſchicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.

Heinrich Kleiſt.

20.

Weimar, im November 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich bin ſehr beunruhigt über das Ausbleiben aller Nachrichten von Dir. Wenn ich nicht irre, ſo ſollteſt Du nach unſrer Verabredung zuerſt ſchreiben — ? Sollte ich es, ſo verzeih mir; und dem Himmel ſei Dank, daß er mir in dieſem Augenblick zufällig die Luſt zum Schreiben gab. Denn Du weißt, was ein Brief von mir bedeutet. Es könnte eine Zeit kommen, wo Du ein leeres Blatt von mir mit Freudenthränen benetzteſt. — Ich wohne hier zur Miethe und hätte allerdings die Geſchirre ꝛc. brauchen können; bin aber oft ganze Tage in Osmanſtädt, wo mir ein Zimmer eingeräumt worden iſt; denn Wieland hat ſich nicht entſchließen können, das

Haus, in dem es ſpukt, zu beziehen. Wirklich im Ernſte, wegen ſeiner Bedienung, die er ſonſt hätte abſchaffen müſſen. — Mögte Dich der Himmel doch nur glücklich in die Arme der Deinigen geführt haben! Warum ſage ich nicht, der Unſrigen? Und wenn es die Meinigen nicht ſind, weſſen iſt die Schuld, als meine? Ach, ich habe die Augen zuſammengekniffen, indem ich dies ſchrieb. — — Wenn Du nur glücklich von Werben nach Gurow[36] gekommen biſt, für das Andre bin ich nicht beſorgt. — Jetzt eben fällt mir etwas ein, was wohl der Grund Deines langen Stillſchweigens ſein könnte; nämlich die Arbeit an meinen Hemden. Ich möchte auf jede Hand weinen, die einen Stich daran thut. — Lebe wohl. Schreibe doch recht bald poste restante. Und die Hemden werden mir allerdings wohlthun.

Heinrich.

Auch brauche ich immer noch Chemiſets.

21.

Weimar, den 9 December 1802.

Mein liebes Ulrikchen, der Anfang meines Gedichtes, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll, erregt die Bewunderung aller Menſchen, denen ich es mittheile. O Jeſus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Dieſen einz'gen Wunſch ſoll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will. Zur Hauptſache! Ich brauche ſchon wieder Geld; und kann Dir weiter nichts ſagen. Ich habe Andern geborgt. Es iſt verrückt, ich weiß es. Schicke mir doch, wenn es ſein kann, den ganzen Reſt.

Heinrich Kleiſt.

Dein Geſchenk habe ich empfangen und würde es mit noch größerer Freude tragen, wenn ich wüßte, ob Du es mit eignen lieben Händen verfertigt haſt? — Das Weihnachtsfeſt bringe ich in Osmanſtädt zu. Wieland, der alte, auch der junge, grüßen Dich; und ich alle Unſrigen.

Rückſeite: An Ulrikchen

22.

(Ohne Datum.)

Da ich heute ungewöhnlich hoffnungsreich bin, ſo habe ich mich entſchließen können, das böſe Geſchäft an Tantchen zu vollbringen. Ich habe die Feiertage in Osmanſtädt zugebracht und mich nun (trotz einer ſehr hübſchen Tochter Wielands) entſchloſſen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf das Geld, um welches ich Dich gebeten habe, um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an welchem ſich mein Schickſal endlich, unausbleiblich und wahrſcheinlich glücklich entſcheiden wird; denn ich ſetze meinen Fuß nicht aus dieſem Orte, wenn es nicht auf den Weg nach Frankfurt ſein kann. — Die Geßnern iſt allerdings endlich niedergekommen; und geſund. Er aber (denke Dir!) hat Deinen Koffer Louis, bei welchem Deine Mäntel in Bern zurückblieben, noch nicht geſchickt! — Schreibe mir doch auch einige Neuigkeiten, denn ich fange wieder an, Antheil an die Welt zu nehmen

H. K

23.

Meine vortreffliche Schweſter.

Ich hatte gleich nach Empfang Deines Schreibens einige ſehr leidenſchaftliche Zeilen für Dich aufgeſetzt; hielt ſie aber aus leicht begreiflichen Gründen lieber zurück. Ich melde Dir daher jetzt bloß, daß ich das Geld empfangen habe. In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu ſchreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück.

Osmanſtädt, Januar 1803.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich wohne ſchon geraume Zeit hier, und es freut mich, daß Du das gern ſiehſt. Ich habe aber mehr Liebe gefunden, als recht iſt, und muß über kurz oder lang wieder fort; mein ſeltſames Schickſal! — Wenigſtens bis zum Frühjahr möchte ich hier bleiben. Wieland erzählt mir ſeine Lebensgeſchichte; und ich ſchreibe ſie auf. Er läßt Dich grüßen. Er hat nicht gewußt, daß Du es biſt, der*)

*) Ulrike trug auf Reiſen gewöhnlich Männerkleidung und hatte jedenfalls in ſolcher bei Wieland verkehrt.

ihn beſucht hat. Jetzt weiß er es. — Herr Gott! Was macht denn Guſtchen? Schreibe mir bald, viel und ruhig. Verhehle mir Deine Beſorgniſſe nicht. — Grüße Alles.

24.

Leipzig, den 13. März 1803.

Ich habe Deinen Brief vom 18. Febr. empfangen und eile, ihn zu beantworten. — Vielen Dank für alle Deine guten Nachrichten. Wie mag doch das kleine Ding ausſehen, das Guſtel gebohren hat? Ich denke, wie die Mäuſe, die man aus Apfelkernen ſchneidet. —

Merkels unbekannter Correſpondent bin ich nicht. —

Du biſt doch immer noch die alte reiſeluſtige Ulrike! Die Mara hat anderthalb Meilen von mir geſungen (in Weimar), und wahrhaftig, ſie hätte in dem Kruge zu Osmanſtädt ſingen können; es iſt noch die Frage, ob ich mich gerührt hätte. Aber der

Himmel behüte mich, Dir dieſe Reiſeluſtigkeit zu beſpötteln. Denn das wäre, als ob Einer, der mit ſinkenden Kräften gegen einen Fluß kämpfte, die Leute, die auf ſein Schreien ans Ufer ſtürzten, der Neugierde zeihen wollte. —

Das Verzeichniß der Sachen, die ich bei Carl Zenge zurückließ, kann ich nicht geben. —

Und Dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächſten Brief? O Du Vortreffliche! Und o Du Unglückliche! Wann werde ich den Brief ſchreiben, der Dir ſo viele Freude macht, als ich Dir ſchuldig bin? —

Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unausſprechlichen Menſchen ſagen ſoll. — Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in dieſen Brief packen, und Dir zuſchicken. — Dummer Gedanke!

Kurz, ich habe Osmanſtädt wieder verlaſſen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht ſagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlaſſen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die

ganze Welt zuſammen aufbringen kann; außer Du! —! Aber ich mußte fort! O Himmel, was iſt das für eine Welt!

Ich brachte die erſten folgenden Tage in einem Wirthshauſe zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnſucht nach Dir, o Du, meine Freundinn!

Endlich entſchloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.

Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewiſſen Kerndörffer.[37] Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine beſſere Wirkung thun, als ſchlecht vorgeſtellt. Sie würde mit vollkommener Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun. Als ich ſie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn ſo zu entflammen, daß mir, über ſeine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache vergieng, und ich zu ſeinen Füßen

niederſtürzte, ſeine Hände mit heißen Küſſen überſtrömend.

Vorgeſtern faßte ich ein Herz und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie ſteht's in Paris um die Mathematik?“ — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der ſeinigen. — „So ſind Sie bloß ſo herumgereiſet?“ — Ja, herumgereiſet. — Er ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wiſſen? Sie brachten dieſen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!“ — Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn ſo lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Menſch müſſe das Talent anbauen, das er in ſich vorherrſchend fühle.

Ob ich nicht auch mit Wünſchen ſo fertig werden könnte? Und Huth? Und Hüllmann? ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hindenburg erzählte mir, Du habeſt von der Gräfin Genlis [38] einen Ruf als Erzieherinn in ihr In-

ſtitut zu Paris erhalten. Was verſtehſt Du davon? Ich, nichts.

Wieland hat Osmanſtädt verkauft, und zieht auf 1. Mai nach Weimar. Der 3te Mai wird zu ſeiner Ehre mit einem großen Feſte gefeiert werden. Ich bin eingeladen; und Alles, was ſüß iſt, lockt mich. Was ſoll ich thun?

Wenn ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei euch arbeiten laſſen wolltet, ohne mich mit Angſt, was aus mir werden werde, raſend zu machen, ſo würde ich — ja, ich würde!

Leſet doch einmal im 34. oder 36. Blatt des Freimüthigen den Aufſatz: Erſcheinung eines neuen Dichters. Und ich ſchwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue.[39] Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O ihr Erynnien mit eurer Liebe!

Frage aber mit Behutſamkeit nach dieſem Blatte, damit der litterariſche Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter ſei? Es darf überhaupt Niemand als etwa meine allernächſten Ver-

wandten erfahren; und auch unter dieſen nur die verſchwiegenen. —

Auch thut mir den Gefallen und leſet das Buch nicht. Ich bitte euch darum.*) Kurz, thut es nicht. Hört Ihr?

(Hier bricht der Brief ab; die zweite Hälfte der Blattſeite iſt abgeſchnitten; wahrſcheinlich aber bildet ein der Reihenfolge eigenhändiger Briefe Kleiſt's hier eingeordnetes Blatt, welches als Abſchrift bezeichnet und von Frauenhand beſchrieben iſt, den dort fehlenden Schluß. Wahrſcheinlich hatte Ulrike das Blatt einer Verehrerin des Dichters zum Geſchenke gemacht. Das dazwiſchen veröffentlichte Original ſtimmt mit Ulrikes Abſchrift überein.)

Und nun küſſe in meinem Namen jeden Finger meiner ewig verehrungswürdigen Tante! Und, wie ſie, den Orgelpfeifen gleich, ſtehen, küſſe ſie alle von der Oberſten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geſchnitzt! Ein einziges Wort von Euch, und ehe Ihr's euch verſieht wälze ich mich vor Freude in der Mittelſtube. Adieu! Adieu! Adieu! O Du meine Allertheuerſte!

Leipzig, den 14. März 1803.

Heinrich.

---

*) Der folgende Satz iſt ausgeſtrichen: Es iſt eine elende Scharteke.

25.

Meine theuerſte Freundin.

Der Reſt meines Vermögens iſt aufgezehrt, und ich ſoll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von ſeinem Gelde ſo lange zu leben, bis ich eine gewiſſe Entdeckung im Gebiete der Kunſt, die ihn ſehr intereſſirt, völlig ins Licht geſtellt habe. Ich ſoll in ſpäteſtens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich dieſe meine litterariſche Arbeit, die ſich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter ſeinen Augen vollenden ſoll. Nicht gern aber möchte ich Dich, meine Verehrungswürdige, vorübergehen, wenn ich eine Unterſtützung anzunehmen habe; mögte Dir nicht gern einen Freund vorziehen, deſſen Börſe, im Verhältniß mit ſeinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die deinige. Ich erbitte mir alſo von Dir, meine Theure, ſo viele Friſtung meines Lebens, als nöthig iſt, ſeiner großen Beſtimmung völlig genug zu thun. Du wirſt mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, ſei es noch ſo ſpät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir

den Kranz der Unſterblichkeit zuſammen zu pflücken. Dein Freund wird es, die Kunſt und die Welt wird es Dir einſt danken.

Das Liebſte wäre mir, wenn Du ſtatt aller Antwort ſelber kämeſt. Ich würde Dir mündlich manchen Aufſchluß geben, den aufzuſchreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdeſt Du mich noch hier, die nächſtfolgenden Tage in Leipzig finden. Da würdeſt Du auch meinen Freund kennen lernen, dieſen vortrefflichen Jungen. Es iſt Pfuel,[40] von Königs Regiment. — Doch auch dein Brief wird mir genug ſein. Adieu.

Dreßden, den 3. Juli 1803.

Heinrich v. Kleiſt.

N. S. Grüße Alles und gieb mir Nachrichten.

26.

Meine theuerſte Ulrike.

Pfuels eigner Vortheil bei meiner Begleitung in die Schweiz iſt zu groß, als daß ich jetzt zurücknehmen

ſollte, was ich unter andern Umſtänden verſprach. Er würde immer noch die Reiſekoſten für mich bezahlen, um mich nur bei ſich zu ſehen, und da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, ſo geſtehe ich, daß mir ſelber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher iſt, als der an der ſeinigen. Laß mich alſo nur mit ihm gehen.

Ich bin wirklich immer, eurer Rückreiſe wegen, in Sorgen geweſen und werde es auch bleiben, bis ich Nachrichten von dir empfange. Das kann aber doch nicht eher ſein, als in Bern, und dahin adreſſire den Brief. Ich ſelber werde jetzt oft und mit Vergnügen an euch ſchreiben. Seit ich euch in Dresden ſah, ſcheint mir das leicht, da es mir doch, ich ſchwöre es dir, vorher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche ſeltſame Vorſtellung von einer unvernünftigen Angſt meiner Verwandten über mich, in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte. Zum Theil war ich überdrüſſig euch mit Hoffnungen hinzuhalten, zum Theil ſchien es mir auch unmöglich, bei euch noch welche zu erregen. Es iſt alſo einerlei, dachte ich, ob Du ſchreibſt oder nicht.

Lies doch einliegenden Brief von Wieland, dem Alten, den ich, auf ein kurzes Empfehlungsſchreiben, das ich Werdecks mitgab, am Abend Eurer Abreiſe empfieng. Ich ſehe ſein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn leſe. — Die beiden letzten Zeilen ſind mir die rührendſten. Du kannſt ſie, wenn Du willſt, verſtehen.

Schliebens laſſen euch noch tauſendmal grüßen. Die jüngſte hat mir zum Andenken ein Halbhemdchen geſtickt, das ausnehmend ſchön iſt. Ich habe die beiden Mädchen immer die niedlichſten Sachen verfertigen ſehen, Kleider, Tücher, Schleier ꝛc. und bemerkte doch niemals, daß ſie ſie ſelber trugen. Am Tage vor meiner Abreiſe erfuhr ich, daß die armen Kinder dieſe Arbeit ihrer Hände verkaufen. Eine Freundin bezahlt ſie ihnen, und ſucht ſie ſelber dann wieder bei Kaufleuten abzuſetzen. Das iſt aber doch immer nur ein ſehr ungewiſſer Abſatz, und die armen Mädchen müſſen, weil ſie ſo heimlich zu Werke gehen, ihre Waare oft um ein Spottgeld hingeben. Könnte man ihnen nicht helfen? Ließen ſich ihre Sachen nicht etwa bei einem der Kaufleute abſetzen, die in Gulben[41] auf den Markt kommen? Wenn Du irgend

ein Mittel weißt, wie ſich dies mit Anſtand und Verſchweigung des Namens thun läßt, ſo nimm Dich doch der Sache an. Du kannſt in dieſem Falle nur geradezu mit ihnen darüber in Correſpondenz treten. (Sie wiſſen aber davon nichts, daß ich dir dieſen Vorſchlag mache.)

Die einliegenden Noten ſind für mein neues Couſinchen, Emilie Schätzel. Die Arie iſt hier fürs Clavier geſetzt, kann aber von ihrem Lehrer leicht für die Zither angeordnet werden.

Gleißenberg, wie Du wiſſen wirſt, iſt Gouverneur bei der école militaire geworden, als Capitain. Rühle löſt ihn in Schleſien ab. — Ich gratulire von Herzen Carolinen; denn, ſo wahr ich lebe, ſie wird einen Mann heirathen.

Und nun lebe wohl, ich gehe heute Mittag von hier ab. Ich küſſe Tantchens Hand, und alle meine Geſchwiſter, auch Ottilien.[12]

Leipzig, den 20. Juli 1803.

Heinrich.

27.

Der Himmel weiß, meine theuerſte Ulrike, (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr iſt), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchſtaben eines Briefes gäbe, der ſo anfangen könnte: „mein Gedicht iſt fertig“. Aber, Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtauſend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meiſten mit eingerechnet, an den Verſuch geſetzt, zu ſo vielen Kränzen noch einen auf unſere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unſere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug ſei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne, und tröſtet mich, „wenn Jeder ihrer lieben Söhne nur eben ſo viel thäte, ſo würde unſerem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen.“ Und ſo ſei es denn genug. Das Schickſal, das den Völkern jeden Zuſchuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunſt in dieſem nördlichen Himmelsſtrich noch nicht reifen laſſen. Thörigt wäre es wenigſtens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk ſetzen wollte, das, wie ich mich

endlich überzeugen muß, für mich zu ſchwer iſt. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da iſt, und beuge mich, ein Jahrtauſend im Voraus, vor ſeinem Geiſte. Denn in der Reihe der menſchlichen Erfindungen iſt diejenige, dich ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächſt irgendwo ein Stein ſchon für den, der ſie einſt ausſpricht.

Und ſo ſoll ich denn niemals zu Euch, meine theuerſten Menſchen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thuſt, ſo kennſt Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Anſprüchen unter einem Haufen von Menſchen denke, die ſein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, ſie ſind, ich ſchwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entſetzt die Vorſtellung.

Iſt es aber nicht unwürdig, wenn ſich das Schickſal herabläßt, ein ſo hülfloſes Ding, wie der Menſch iſt, bei der Naſe herumzuführen? Und ſollte man es nicht faſt ſo nennen, wenn es uns gleichſam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir

meine halben Talente, der Himmel ſchenkt dem Menſchen ein ganzes oder gar keins.

Ich kann Dir nicht ſagen, wie groß mein Schmerz iſt. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Menſch hinkommt. Es hat ſich eine gewiſſe ungerechte Erbitterung meiner gegen ſie bemeiſtert, ich komme mir faſt vor wie Minette, wenn ſie in einem Streite recht hat und ſich nicht ausſprechen kann.

Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris ſehr entſchloſſen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo ſich etwas finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unſelige Stimmung hat mir viel Geld gekoſtet, und wenn Du mich noch einmal unterſtützen willſt, ſo kann es mir nur helfen, wenn es bald geſchieht. Kann ſein, auch, wenn es gar nicht geſchieht.

Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.

Genf, den 5. October 1803. Heinrich.

N. S. Schicke mir doch Wieland's Brief. Du mußt poste restante nach Paris ſchreiben.

28.

Meine theure Ulrike, ſei mein ſtarkes Mädchen! Was ich Dir ſchreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben koſten; aber ich muß, ich muß, ich *muß* es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, ſo weit es fertig war, durchleſen, verworfen, und verbrannt: und nun iſt es aus. Der Himmel verſagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigenſinniges Kind, alle übrigen hin. Ich *kann* mich Deiner Freundſchaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne dieſe Freundſchaft doch nicht *leben*: ich ſtürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den ſchönen Tod der Schlachten ſterben. Ich habe die Hauptſtadt dieſes Landes verlaſſen, ich bin an ſeine Nordküſte gewandert, ich werde franzöſiſche Kriegsdienſte nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unſer aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Ausſicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte, Du wirſt mein letzter Gedanke ſein!

St. Omer, den 26. October 1803.

Heinrich von Kleiſt.

29.

Mein liebſtes Riekchen, laß Dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reiſe mittheilen, ein Hundsfott giebt ſie beſſer, als er kann.

Ich kam Dienſtags Morgens mit Ernſt und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abweſend war, den Mittwoch und Donnerstag verſäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Köckritzen [43] endlich im Schloſſe fand. Er empfieng mich mit einem finſtern Geſichte, und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte von ihm gekannt zu ſein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wunderlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Lucheſini [44] hätte einen ſonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeſchickt, dem Könige vorgelegt. Dieſer Brief müſſe unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterſtände mich, von Sr. Majeſtät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politiſchen Richterſtuhl gezogen werden würde. Ob dieſe Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergeſtellt, wie ich mich fühlte, auf die

Mein[illegible]! Was ich die
schreibe[illegible]sten; aber ich
muß, ich [illegible] mein
Werk, [illegible], und verbrannt:
und nun Ruhe, das größte
der Gütsinniges Kind,
alle übt nicht würdig
zeigen, aber ich stürze
mich in den schönen
Tod [illegible] dieses Landes
verlassen, ich werde
französisch bald nach
Engla[illegible]rben [illegible] über
den Mo[illegible] unendlich
gewächsti[illegible]letzter Gedanke
sein!

A. O[illegible] von Kleist.

Erfüllung meiner Bitte um Anſtellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, ſie Sr. Majeſtät vorzutragen? Darauf verſetzte er nach einer Weile: „Sind Sie wirklich jetzt hergeſtellt? Ganz, verſtehen Sie mich, hergeſtellt?“ — „Ich meine,“ fuhr er, da ich ihn befremdet anſah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte dieſe Wörter) völlig hergeſtellt ſind?“ — Ich verſtände ihn nicht, antwortete ich mit ſo vieler Ruhe, als ich zuſammenfaſſen konnte; ich wäre körperlich krank geweſen, und fühlte mich, bis auf eine gewiſſe Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, ſo ziemlich wieder hergeſtellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Taſche und ſchnaubte ſich. „Wenn er mir die Wahrheit geſtehen ſolle,“ fieng er an und zeigte mir jetzt ein weit beſſeres Geſicht, als vorher, „ſo könne er mir nicht verhehlen, daß er ſehr ungünſtig von mir denke. Ich hätte das Militair verlaſſen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchſtreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Verſche gemacht (o meine theure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ueberdies ſei des Königs Grundſatz, Männer, die aus dem Militair in's Civil übergiengen, nicht beſonders zu

protegiren. Er könne nichts für mich thun.“ — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich ſagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieſer Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einſchiffungsgeſchichte z. B. hätte gar keine politiſchen Motive gehabt, ſie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewiſſen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig ſteigernd, mir das Bedürfniß nach Zerſtreuung ſo dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechslung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grauſam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen begieng.*) — Er ſchien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundſatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, ſo könne er des Königs Grundſatz nicht immer geweſen ſein. Denn Se. Majeſtät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Verſprechen einer Wiederanſtellung zu

*) Ausgeſtrichen: begeht.

entlaſſen, ein Verſprechen,*) an deſſen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, ſo lange ich mich ſeiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er ſchien wirklich auf einen Augenblick unſchlüſſig. Doch die zwangvolle Wendung die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am Hofe über mich beſchloſſen hatte. Denn er hohlte mit Einemmale**) das alte Geſicht wieder hervor, und ſagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle, daß Sie ſie ihm benehmen werden. Verſuchen Sie es, und ſchreiben Sie an ihn; doch vergeſſen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Fall einer abſchlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande ſuchen zu dürfen. — Was ſagſt Du dazu, mein liebes Ulrikchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande bleiben zu dürfen. Ich hätte Luſt, meinem Könige zu dienen, keinem andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, ſo wäre mein Wunſch, im Stillen mir und den Meinigen

*) Ausgeſtrichen: das ich Sorge getragen hätte, bis auf den heutigen Tag unter meinen Papieren aufzubewahren.

**) Ausgeſtrichen: ſeinerſeits.

leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief," fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es ist möglich, daß der König seine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anstellung geneigt machen können, so verspreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken." — Ich ersuchte ihn jetzt förmlich um diese Gnade, und wir brachen das Gespräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben sollte, verwünschte seinen Posten, der ihm den Unwillen aller Menschen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich versicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich laß auf dem Wege Wieland's Brief, den du mir geschickt hast, und erhob*) mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demüthigung, die ich so eben erfahren hatte. — Jetzt habe ich dem Könige nun wirklich geschrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es

*) Ausgestrichen: in einem tiefen Seufzer meine Brust über alle diese Menschen, die mich verachten.

mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunſt der ganzen Welt verſcherzt, als die Deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von ſauren Schritten, zu deren Einem ich zuletzt fähig ſein werde, weil ich es muß. Zu deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; mögte der Wunſch doch dein Herz rühren, den ich nicht ausſprechen kann.

Berlin, den 24. Juni 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Antworte mir doch bald. Ich will Deinen Brief hier erwarten. Grüß Alles.

30.

(Der Brief zeigt kein Datum; er iſt am 27. Juni 1804 geſchrieben).

Meine theure Ulrike, ob ich Dir gleich vor einigen Tagen einen ziemlich hoffnungsloſen Brief überſchickt habe, ſo kann ich Dir doch jetzt etwas über eine Art von Ausſicht mittheilen, die ſich, wunderlich genug für

die Zukunft, mir auf einer ganz unerwarteten Seite eröffnet. — Du wirſt Dich noch eines Majors Gualtieri[15] erinnern, welchen ich Dir, wenn ich nicht irre, bei Deiner Anweſenheit in Berlin vor drei Jahren im Schauſpielhauſe vorſtellte. Dieſer, noch ziemlich junge, Mann, ein Bruder der Kleiſten[16] von Königs Regiment, geht jetzt in wenig Monden als Geſandter nach Spanien, und will, es iſt ganz ſein eigner Einfall, mich als ſeinen Legations-Rath, oder vor der Hand als einen vom König angeſtellten Attaché bei ſeiner Geſandtſchaft mitnehmen. Ihm ſei, ſagte er, ein Legationsrath aufgedrungen worden, von welchem er ſich, wenn es möglich ſei, noch hier, auf jeden Fall aber in Madrid, losmachen werde. In dieſem letztern Falle müßte ich etwa ein Jahr noch aus eignen Koſten beſtreiten, ich hätte jedoch Station auf der Reiſe, Wohnung und Tiſch bei ihm in Madrid frei. Er wiſſe kein beſſeres Mittel, mich im Dienſte des Königs wieder feſten Fuß faſſen zu machen, und er wolle, wenn ich auch gleich auf meine erſte Bitte um Anſtellung eine abſchlägige Antwort erhielte (welches ſich morgen oder übermorgen entſcheiden wird), die Ausführung dieſes ganzen Projects bei Hofe übernehmen.

Ich erwarte jetzt von Dir, meine theure Schweſter, die Beſtimmung, ob ich mich in dieſen Vorſchlag einlaſſen ſoll, oder nicht. Zu einem Amte wird er mir verhelfen, zum Glücke aber nicht. Doch davon ſoll ich Dir nicht ſprechen. Adieu, Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Im Fall Du mich nach Spanien — verbannen willſt (wer weiß, ob ich Dich jemals wiederſehe!), ſo muß ich wohl noch einige Zeit hier verweilen, die Sache einzuleiten, und mir zu dieſem Aufenthalte, wenn Du es auftreiben kannſt, einiges Geld ausbitten.

Haſt Du die Wieſe — die Wieſe an der Oder bei Greifers — noch nicht wieder beſucht?

Gleißenberg läßt ſich empfehlen. — Verzeih dieſen liederlichen Brief, er iſt in Eile geſchrieben, um mit Fritzen[47] zu reden. Ich muß ſoeben wieder zu Gualtieri kommen, der mich in große Affection genommen hat. Er hält die ganze Sache ſchon für ausgemacht, und ich eſſe ſchon alle Tage bei ihm in der Stadt Paris.

31.

Mein liebes Ulrikchen.

Der Major Gualtieri, welcher in einiger Zeit als Geſandter nach Spanien gehen wird, ein Freund meiner Jugend, welcher mir ſchon in Potsdam, als er noch Flügeladjutant des Königs war, viel Wohlwollen bezeugte, nimmt ſich meiner jetzt mit großer Lebhaftigkeit an, und verſpricht mir, wenn ich ſeinem Rathe folgen will, mich mit der Zeit zu einem einträglichen und ehrenvollen Poſten zu verhelfen. Er will, daß ich mit ihm nach Spanien gehen ſoll, wohin ich die Reiſe, dort auch Tiſch, vielleicht, nach den Umſtänden auch Wohnung frei haben werde, und giebt mir die Verſicherung, mir für dieſen Fall die Anſtellung als Attaché bei ſeiner Geſandtſchaft, in einem Jahre dort vielleicht ein kleine Zulage vom König und in (höchſtens) 3 Jahren den Legationsrathspoſten ſelber auszuwirken. Ich habe Dir dies Alles ſchon vor mehr als 14 Tagen geſchrieben, auch um Deinen Rath gebeten, aber keine Antwort erhalten, und daher (weil Deine Antwort auf meinen erſten Brief mir doch keinen andern Ausweg hoffen ließ) mich bereits

darauf eingelaſſen, ſo daß dieſe Sache durch den Cabinetsrath Lombard ſchon völlig im Gange iſt. — Was dieſe Deine Antwort betrifft, ſo weiß ich nicht, welcher Ausdruck in meinem Schreiben Dich wegen meines Briefes an den König ſo beunruhigt haben kann. Denn wenn ich fühle, was ich mir ſelbſt, ſo weiß ich, was ich dem Könige ſchuldig bin; welches keiner Rede mehr bedürfen ſollte. Auch weiß ich bereits durch Lombard, daß der König zwar eine abſchlägige Reſolution gegeben hat, aber bloß, weil man für mich keinen bezahlten Poſten weiß, und mir den Dienſt von unten auf nicht anbieten will. Dieſe königliche Antwort ſelber habe ich aber bis auf den heutigen Tag (es ſind nun 3 Wochen) noch nicht erhalten, bin daher ſchon einigemal (vergebens) bei Haugwitz und Hardenberg, heute endlich wieder in Charlottenburg bei Köckritz geweſen, der ſich darüber ſehr wunderte, in meiner Gegenwart zu Kleiſten ſchickte, und da herauskam, daß eine Unordnung bei Hardenberg oder Haugwitz vorgefallen war, mir rieth, die Sache fallen zu laſſen und einen neuen Brief an den König zu ſchreiben. Dadurch habe ich dieſen Mann einigermaßen in mein Intereſſe gezogen und bin faſt

willends, ihm einen neuen Brief an den König zur Einhändigung zu überreichen. — Uebrigens fürchte ich dennoch, daß mir mein erſtes Geſuch immer abgeſchlagen werden wird; mein zweites aber gewiß nicht, man ſieht gar nicht ein, warum? Gualtieri will mich in dieſem Fall mitnehmen nach Landeck in Schleſien, wohin Lombard auch gegangen iſt, um mir dort die nähere Bekanntſchaft dieſes Mannes zu verſchaffen, der ſein ſpecieller Freund iſt. Ich bin dazu ſehr geneigt, beſonders da ich irgend eines Bades ſchlechterdings bedarf; wenn Du nur mich von der Geldſeite darin unterſtützen willſt. — Schicke, wenn Du etwas für mich erübrigen kannſt, dies doch ſobald als möglich nach Berlin an Gleißenberg; ſobald ich drei oder vier Tage von hier abweſend ſein kann, ſo nutze ich ſie, um nach Frankfurt zu reiſen, und Dir nähere Auskunft zu geben über dieſe Reiſe nach Spanien, die ihre gewiſſen Vortheile zwar hat, aber ungeheure Folgen haben kann. Adieu, grüße Alles.

Berlin, den 11. Juli 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Du biſt doch nicht krank, daß Du mir nicht geantwortet haſt?

32.

Mein liebes Ulrikchen.

Die Antwort des Königs auf meine Zuſchrift bleibt, auf eine mir ganz unverſtändliche Weiſe, zum zweitenmale aus. Ich habe nicht wagen dürfen, mich bei Köckritzen nach der Urſach dieſes ſonderbaren Aufſchubs zu erkundigen, da jeder nächſte Tag mir immer die Reſolution noch bringen konnte. Uebermorgen aber geht meine Hoffnung zu Ende, und ich will zum viertenmale nach Charlottenburg hinaus. Denn dieſer ungewiſſe Zuſtand wird mir nach gerade völlig zum Ekel. — Jene bewußten 20 Rthl. ſind, weil die Adreſſe nicht beſtimmt genug war, an den Obriſten Kleiſt,[48] Directeur der Militair-Akademie, abgegeben worden. Ich habe Geld und Brief, leider nicht mehr uneröffnet, empfangen und mich nur betrübt, daß ich dieſem Manne nicht jetzt auch Deine früheren Briefe mittheilen konnte. — Ach, Ulrikchen, wie unglücklich wäre ich, wenn ich nicht mehr ſtolz ſein könnte! — Werde nicht irre an mir, mein beſſtes Mädchen! Laß mir den Troſt, daß Einer in der Welt ſei, der feſt auf mir vertraut! Wenn ich in deinen

Augen nichts mehr werth bin, ſo bin ich wirklich nichts mehr werth! — Sei ſtandhaft! Sei ſtandhaft!

Gualtieri reiſet in einigen Tagen nach Schleſien, um einen Handel in Gang zu bringen, der nach Spanien unternommen werden ſoll. Er wartet wirklich bloß auf die Entſcheidung meines Schickſals, um ſich mich ſogleich vom Könige auszubitten. Er will mich unentgeltlich mitnehmen, und ich brauche nichts, als jene 25 Rthl., die Ihr mir monatlich ausgeſetzt habt, um eine kleine Börſe bei mir zu führen. Beſorge mir alſo doch dies Geld, wenn es ſein kann, unverzüglich hierher. Wir reiſen wahrſcheinlich über Frankfurt, und es ſollte mir lieb ſein, wenn ſich Gelegenheit fände, Euch dieſen Menſchen vorzuſtellen, an welchem mir ſelber Alles, bis auf ſeine Liebe zu mir, ſo unbegreiflich iſt. — Adieu! Viele Grüße an Tanten und die Geſchwiſter.

Berlin, den Freitag, Juli 1804.*)

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich wohne in der Spandauer Straße, Nr. 53.

---

*) Das genaue Datum iſt der 27. Juli.

33.

Meine beſſte Ulrike, ich kann Dir jetzt die ſichere Nachricht geben, daß der König mein Geſuch günſtig aufgenommen hat, obſchon ich noch keine officielle Reſolution darüber erhalten habe. Mir hat es Köckritz vorgeſtern mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal auf's Spiel zu ſetzen, auf eine ſehr gütige Art angekündigt, und mir gerathen, zu Beym zu gehen und die Beſchleunigung der Reſolution bei dieſem zu betreiben. Der ganze Aufſchub derſelben ſcheint bloß daran zu liegen, daß man den Fond zu einer kleinen Beſoldung für mich erſt eröffnen muß. Beym war geſtern nicht zu Hauſe, und ich habe jetzt einen Brief an ihn entworfen, der vielleicht geſchickt iſt, ihn ein wenig für meine Sache zu intereſſiren. — Nach Spanien werde ich nun wohl nicht gehen, ſo wenig wie nach Schleſien. Gualtieri zwar glaubt es immer noch vortheilhaft für mich, allein er glaubt nicht, daß es der König jetzt bewilligen werde, indem er, wenn er mich bezahlt, auch wohl wird haben wollen, daß ich unmittelbar für ihn arbeite, nicht, daß ich Gualtieri'n einen Theil ſeiner

Geſchäfte in Spanien abnehme. — In dieſem Falle wirſt du gewiß Dein Wort halten, und zu mir nach Berlin kommen, das Einzige, um deſſentwillen mich der glückliche Erfolg meines Geſuches wahrhaft freut. Auch wird Deine Sorge für mich nöthig ſein, wenn ich mit einer kleinen Beſoldung, die doch gewiß 300 Rthlr. nicht überſteigen wird, meine Bedürfniſſe beſtreiten ſoll. Es kann möglich ſein, mit dieſer Summe auszukommen, aber es iſt eine Kunſt, und man kann ihre Ausübung von einem Menſchen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, ſo wenig als das Seiltanzen oder irgend ein andere Kunſt. Für jetzt wenigſtens, da meine ganze Lebensweiſe noch ſo wenig geordnet ſein kann, geht es mit 25 Rthlr. monatlich nicht, und Ihr müßt ein Einſehen haben. Schickt mir nur vor der Hand meine Betten, wenn es ſein kann; und wenn ich meine Paar Möbeln wieder zuſammenfinden könnte, ſo würde ich auch 3 oder 4 Thaler monatlich wohlfeiler wohnen. Adieu! Adieu! Bald ein Mehreres und, ich hoffe, ganz Beſtimmtes.

Berlin, den 2. Auguſt 1804.

Dein Heinrich.

Antworte bald. Spandauer Straße, Nr. 53.

34.

Mein vortreffliches Mädchen, wie überraſcheſt Du mich mit Deinem Antrage, mit dieſem neuen Beweis Deiner Sorgfalt für mich, die immer noch im Stillen Dein Herz beſchäftigt! Komm, meine Freundinn, komm doch gleich zu mir! Gualtieri reiſet wirklich in der Mitte künftigen Monats ab, er will immer noch, daß ich ihn nach Spanien begleite, lerne doch dieſen Menſchen ſelbſt kennen und die Verhältniſſe, und ſage mir, was ich thun ſoll. In dem Hauſe, in welchem ich wohne, iſt ein Zimmer noch, neben dem meinigen, zu vermiethen, ſehr angenehm, ein wenig theuer; opfre dies für einen Monat! Wenn ich nach Spanien gehe, ſo gehſt Du zu Deiner Tante zurück oder zu Leopolden; und wenn wir zuſammen in Berlin uns etabliren können, ſo kann ich unter Deinen Augen die Anſtalten treffen, die Du für zweckmäßig hältſt. Wie glücklich könnten wir leben! Es würde nicht wie in Paris ſein —! Adieu! Adieu! Antworte mir ſogleich. Ich küſſe Tanten, Minetten und Allen die Hände, die Deiner Liebe zu mir wieder einmal ihre freie Be=

wegung gelaſſen haben. Adieu! — Auf baldiges Wiederſehen!

Berlin, den 24. Auguſt 1804.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Ich habe geſtern einen Brief an Euch abgeſchickt, doch die Quittung vergeſſen. Hier erfolgt ſie für meine liebe Minette. — Pannwitzens Koffer iſt mit Gleißenberg nach Gulben gegangen, um ihn dort abzugeben. Ich glaubte, Wilhelm würde hingehen. — Gleißenberg bringt mir den meinigen von Dresden mit. — Schreibe mir genau, wann Du eintriffſt, ich komme Dir entgegen.

35.

Meine liebſte Ulrike, ich warte von Tage zu Tage auf eine Entſcheidung vom Miniſter, ob ich vorläufig noch in Berlin bleiben, oder ſogleich nach Franken gehen ſoll. Dieſer Umſtand iſt Schuld, daß ich noch immer angeſtanden habe, mich einzuquartieren, und

während dieſer Zeit in einem theuren Gaſthofe gewohnt habe, wo ich nun Mühe haben werde, heraus zu kommen. Du mußt es ſchon bei Minetten ausmachen, daß ſie für dieſe außerordentliche Ausgabe etwas auftreibt, ich arbeite ja aus allen Kräften darauf los, es wieder zu bezahlen. Wenn Du Dich mit ſolchen Dingen nicht befaſſen willſt, ſo erſuche ich Leopold ihr eine vernünftige Vorſtellung zu machen. Ich werde ja überdies dieſer Vorſchüſſe nicht drei Jahre lang bedürftig ſein, und ſo wird es im Ganzen nicht mehr ausmachen, wenn man es auf die letzten Monate abrechnet. — Wie wäre es auch, wenn Du zu mir herüber kämeſt? Ich bin ſehr traurig. Du haſt zwar nicht mehr viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erſtaunlich. Komm alſo nur herüber und tröſte mich ein wenig. Ich weiß doch, daß Du mir gut biſt, und daß Du mein Glück willſt, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre. Nach Potsdam kehr ich auch nicht zurück, wie ich zu Anfange glaubte; wozu alſo noch länger getrennt ſein? Ich ſehe hier keinen Menſchen und bedarf Deiner lieben Geſellſchaft. Es wird uns ſelbſt eine förmliche Einrichtung nicht viel mehr koſten, als der

Aufenthalt in dieſem heilloſen Gaſthofe. Ich hoffe alſo auf die Erfüllung meiner Bitte. Ich werde noch heute zur Kameken[49] gehen und ſie auffordern, uns eine Wohnung auszumitteln. Chambre garnie, und Du läßt das Mädchen aus Frankfurt kommen. Wie gern würde ich Dich abholen! Doch ich muß ſchlechterdings in Berlin bleiben. Richte Dich alſo nur ſelbſt ein. Vielleicht kömmſt Du mit der Kleiſten, die ja auch nach Berlin wollte. — Das würde mich ſehr freuen! Adieu!

Berlin, den December 1804. (Im goldenen Stern).

Dein Heinrich.

36.

(Aus Königsberg, ohne genaueres Datum*.)

Meine theuerſte Ulrike.

Wie ſchrecklich ſind dieſe Zeiten! Wie gern möcht' ich, daß Du an meinem Bette ſäßeſt, und daß ich Deine Hand hielte; ich fühle mich ſchon geſtärkt,

*) Der Brief iſt im Herbſt 1806 geſchrieben.

wenn ich an Dich denke! Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzoſen alle Hauptſtädte zur Plünderung verſprochen habe. Man kann kaum an eine ſolche Raſerei der Bosheit glauben. Wie ſehr hat ſich Alles beſtätigt, was wir vor einem Jahre ſchon vorausſahen. Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals ſchon ſchreiben können. Habt Ihr Nachricht von Leopold und Pannwitz? Vom Regiment Möllendorff ſollen ja nur drei Officiere übrig geblieben ſein. Vierzig tauſend Mann auf dem Schlachtfelde, und doch kein Sieg! Es iſt entſetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, Adjutant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben iſt. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht. Auch von Rühlen habe ich ſeit drei Wochen keine Nachrichten erhalten. Sie ſtanden beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeſchloſſen und von der Elbe abgeſchnitten iſt. Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn ſie alle denken, wie Rühle und Pfuel, ſo ergiebt ſich keiner. Ich war vor einiger Zeit willends, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zuſtand macht es mir ganz un-

möglich. Ich leide an Verſtopfungen, Beängſtigungen, ſchwitze und phantaſire, und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervenſyſtem iſt zerſtört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägrig und bin kaum fünf- oder ſechsmal ins Waſſer geſtiegen. Die Präſidentin [50] hat mir noch ganz kürzlich etwas für Dich aufgetragen, mein Kopf iſt aber ſo ſchwer, daß ich Dir nicht ſagen kann, was? Es wird wohl nicht mehr, als ein Gruß geweſen ſein. Sie hat durch den Kriegsrath Schäffner etwas von Dir erfahren, von dem Du, glaub' ich, eine Anverwandte geſehen und geſprochen haſt. Uebrigens geht es mir gut. Wenn ich nur an Dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerſtes Mädchen! Ich bin ſo gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beſchreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich faſt glaube, nach Schorin gehen ſolltet. Denn Minette wird doch ſchwerlich die Franzoſen in Frankfurt abwarten. Vielleicht käme ich alsdann auch dahin. Kein beſſerer Augenblick für mich, euch wiederzuſehen, als dieſer. Wir ſänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Bruſt, vergäßen und verziehen

einander, und liebten uns, der letzte Troſt in der That, der dem Menſchen in ſo fürchterlichen Augenblicken übrig bleibt. Es wäre ſchrecklich, wenn dieſer Wütherich ſein Reich gründete. Nur ein ſehr kleiner Theil der Menſchen begreift, was für ein Verderben es iſt, unter ſeine Herrſchaft zu kommen. Wir ſind die unterjochten Völker der Römer. Es iſt auf eine Ausplünderung von Europa abgeſehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorſicht lenkt. Adieu, meine theuerſte Ulrike, ich küſſe Dir die Hand. Zweifle niemals an meiner Liebe und Verehrung. Empfiehl mich allen meinen theuern Anverwandten und antworte mir bald auf dieſen Brief.

Den 24.

H. v. Kleiſt.

37.

Königsberg, den 6. December 6.

Meine liebe, vortreffliche Ulrike.

Dein Brief vom 9. November, den ich erſt, Gott weiß, wie es zugeht, heute erhalten habe*), hat mir,

*) Es ſtand darauf: iſt gefangen genommen; zurückgeſchickt. — Du mußt das Quartier bezeichnen Löb. Langg. 81.

ſo iſolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich, als ob ſie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder ſo lebhaft in mir auf, wie in den gefühlteſten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unſägliche Luſt für mich darin, mir Unrecht von Dir vergeben zu laſſen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über Dich. Mit meinem körperlichen Zuſtand weiß ich nicht, ob es beſſer wird, oder ob das Gefühl desſelben bloß vor der ungeheuern Erſcheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als ſonſt. Es ſcheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menſchen erzöge, ich finde ſie weiſer und wärmer und ihre Anſicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute dieſe Bemerkung an Altenſtein,[51] dieſem vortrefflichen Manne, vor dem ſich meine Seele erſt jetzt, mit völliger Freiheit, entwickeln kann. Ich habe ihn ſchon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir geſehen; wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unſere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In dieſem Kriege, den ſie einen unglücklichen nennt, macht ſie einen größeren Gewinn, als ſie in

einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man ſieht ſie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenſtand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; ſie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beſchäftigt ſchien, als wie ſie beim Tanzen, oder beim Reiten gefalle. Sie verſammelt alle unſere großen Männer, die der K* vernachläſſigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um ſich; ja ſie iſt es, die das, was noch nicht zuſammengeſtürzt iſt, hält. Von dem, was man ſonſt hier hoffen mag oder nicht; und was man für Anſtalten trifft; kann ich Dir, weil es verboten ſein mag, nichts ſchreiben. Der Gen. Kalkreuth nimmt den Abſchied. Der Gen. Rüchel, der dem Könige, daß er hergeſtellt ſei, angekündigt und ſeine Dienſte angeboten hat, hat ſeit acht Tagen noch keine Antwort erhalten. Auch Hardenberg hör' ich, will dimittiren. Altenſtein weiß noch nicht, ob er wieder in fremde Dienſte gehen, oder ſich, mit einem kleinen Vermögen, in den Privatſtand zurückziehen ſoll. Brauſe habe ich zu meiner größten Freude hier geſprochen. Pfuel hat er in Cüſtrin noch geſprochen, von Rühle weiß er nichts,

Leopold war nicht unter den Todten und Bleſſirten, die er mir nannte. Deine Nachrichten wären mir noch weit intereſſanter geweſen, wenn ich ſie nicht ſo ſpät erhalten hätte. Verſäume nicht, mir, ſobald Du etwas von den Unſrigen erfährſt, es mitzutheilen. Beſonders lieb wäre es mir, wenn Du mir etwas von der Kleiſten ſagen könnteſt, die ich für todt halten muß, weil ſie mir nicht ſchreibt. Nach Schorin komme ich, ſobald es mir möglich ſein wird. Vielleicht habe ich doch den beſſten Weg eingeſchlagen, und es gelingt mir, Dir noch Freude zu machen. Das iſt einer meiner größten Wünſche. Lebe wohl und grüße die Unſern.

H. v. Kleiſt.

38.

Ich muß Dich bitten, meine theuerſte Ulrike, ſogleich an die Kleiſten zu ſchreiben. Ich ſchicke Briefe ohne Ende an ſie ab, und weiß nicht mehr, ob ſie lebt oder todt iſt. Die Kleiſten beſitzt 30 Louisd'or

von mir, Penſion von der K . . ., für die verfloſſenen Monate Aprill bis September. Hiervon hat ſie zwar 10 Louisd'or, wie ſie mir kurz vor dem Kriege ſchrieb, an Rühlen geliehen; doch dieſe 10 Louisd'or ſind einkaſſirt, oder es ſind doch wenigſtens 20 Louisd'or bei ihr in Caſſa. Ich brauchte dies Geld bisher nicht, theils, weil ich im Frühjahr von ihr 20, vom December vorigen Jahres bis März geſammelte, Louisd'or erhielt, theils auch, weil ich noch einige Monate lang Diäten vom fr. Departement zog. Nun aber ſetzt mich dieſer Krieg, der uns auf eine ſo unglaubliche Art unglücklich überraſcht, in große Verlegenheit. Nicht ſowohl dadurch, daß nun vom October aus wahrſcheinlich dieſe Penſion ganz aufhören wird: denn ich hatte nicht ſo darauf gerechnet, daß ſie zu meinem Fortkommen ganz unerläßlich geweſen wäre. Da ſie mir ein Jahr lang durchgeholfen hat, ſo hat ſie gewiſſermaßen ihre Wirkung gethan. Aber dadurch, daß der Poſtencours geſtört iſt, und ich weder dies Geld, noch auch Manuſcripte, die ich nach Berlin geſchickt hatte, oder ihren Werth, erhalten kann. Ich bitte Dich alſo, der Kleiſten zu ſagen (wenn ſie noch lebt! ich weiß nicht, was ich für eine unglückliche Ahndung

habe), — daß ſie mir dies Geld, durch Anweiſung oder durch einen Wechſel, in die Hände ſchaffe. Wie wäre es, wenn ſie es nach Schorin ſchickte?*) Oder nach Frankfurt? Sollte Stojentin nicht dort eine Zahlung haben? Könnte er nicht das Geld in Stolpe, oder in Danzig, zahlen? Oder in Falkenburg, da Borks**) aus Falkenburg hier ſind, und ſie vielleicht eine Anweiſung von ihm, aus Gefälligkeit, reſpectiren würden? Oder giebt es irgend eine andere Art, mir dazu zu verhelfen, da die directe Ueberſchickung auf der Poſt unmöglich iſt? Intereſſire Dich ein wenig für dieſe Sache, mein liebſtes Ulrikchen. Ich habe auf das Aeußerſte angeſtanden, Dich damit zu beunruhigen, indem ich von Tage zu Tage auf Nachrichten von der Kleiſten wartete; doch die Noth iſt jetzt dringend, und dieſer Schritt nicht mehr auszuweichen. Wenn ich inzwiſchen das Geld nicht in vier bis ſechs Wochen ſpäteſtens erhalten kann, ſo iſt es mir lieber, wenn es bleibt, wo es iſt, indem ich mich alsdann ſchon hier durch den Buchhandel werde geholfen haben: obſchon dies auch, bei ſeinem jetzigen Zuſtande, nicht

*) Ausgeſtrichen: bis dahin wird doch der Paß.

**) Kleiſt's nahe Verwandte.

anders, als mit Aufopferungen geſchehen kann. Mache Dir nur keine*) Sorgen, es wäre zu weitläufig, Dir auseinander zu ſetzen, warum Du**) ruhig ſein darfſt; ich verſichere Dich, daß ohne dieſe zufälligen Umſtände, meine Lage gut wäre, und daß ich Dir, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, in Kurzem Freude gemacht haben würde. Ich gebe es auch jetzt noch nicht auf und bin Dein treuer Bruder Heinrich.

Den 31. December.

Schicke dieſen ganzen Brief der Kleiſten, damit ſie doch endlich einmal wieder etwas von meiner Hand ſieht.

39.

Meine theuerſte Ulrike.

Du wirſt zwar ſchon durch Gleißenberg, oder auf welchem Wege es ſei, mein Schickſal erfahren haben, ich muß es Dir aber doch ſelbſt ſchreiben, damit du mit Gewißigkeit und Beſtimmtheit davon unterrichtet

*) Ausgeſtrichen: übergroßen.

**) Ausgeſtrichen: wegen meiner.

wirſt. Ich werde mit Gauvain und Ehrenberg, auf Befehl des Generals Clarke, nach Joux in Frankreich (über Mainz, Straßburg und Beſançon) transportirt, um daſelbſt bis zum Frieden aufbewahrt zu werden. Dir den Grund dieſer gewaltſamen Maßregel anzugeben, bin ich nicht im Stande, auch ſcheint es, als ob uns nichts zur Laſt gelegt würde, als bloß der Umſtand, daß wir von Königsberg kamen. Ich hatte mit einem Paß, den ich mir in Cöslin verſchafft und in Damm und Stettin, wo ich zuerſt franzöſiſche Truppen fand, hatte viſiren laſſen, glücklich Berlin erreicht. Gauvain und ich waren voran gereiſt, Ehrenberg kam den andern Tag nach, unſere übrige Reiſegeſellſchaft hatte ſich von uns getrennt. Wir wollten auch hier unſere Päſſe beim Gouvernement unterzeichnen laſſen, hier aber machte man uns die ſonderbarſten Schwierigkeiten, verhörte uns, verwarf unſere Dimiſſion als falſch, und erklärte uns endlich am dritten Tage, daß wir als Kriegsgefangene nach Frankreich transportirt werden würden. Vergebens beriefen wir uns auf unſere Unſchuld, und daß eine ganze Menge der angeſehenſten Männer unſere Ausſage bekräftigen könnten; ohne uns anzuhören, wurden wir

arretirt und am andern Morgen ſchon, durch die Gensd'armerie, nach Wuſtermark abgeführt. Du kannſt Dir unſern Schreck und unſre böſen Ausſichten für die Zukunft denken, als wir hier, den gemeinſten Verbrechern gleich, in ein unterirdiſches Gefängniß eingeſperrt wurden, das wirklich nicht abſcheulicher gefunden werden kann. Es gelang uns glücklich, am folgenden Tage Einen der Gensd'armen, die uns begleiteten, von der Ungerechtigkeit, die uns betroffen, zu überzeugen; er mußte ſeiner Ordre gehorchen, verſicherte aber, daß er uns von Station zu Station empfehlen würde, und wirklich werden wir auch jetzt an den meiſten Orten, unter einer Bewachung vor dem Zimmer, einquartiert. Kann man ſich aber etwas Uebereilteres, als dieſe Maasregel denken? Man vermißt ganz das gute Urtheil der Franzoſen darin. Vielleicht giebt es nicht drei Menſchen in der Welt, die ihnen gleichgültiger ſein kounten, als wir, in jenem Augenblick. Die Reiſe geht, wie ich Dir ſchon geſagt habe, nach Joux, einem Schloß bei Pontarlier, auf der Straße von Neufchatel nach Paris. Was uns dort bevorſteht, iſt wahrſcheinlich in einem verſchloſſenen Briefe enthalten, der uns begleitet, und

ſchwerlich etwas Beſſeres, als Staats-Gefangenſchaft. Ich hoffe immer noch von Tage zu Tage, daß die Verſuche, die wir ſchriftlich beim Gen. Clarke gemacht haben, dieſen überall als vortrefflich bekannten Mann von unſrer Unſchuld überzeugen werden. Wäre dies nicht, ſo würde ich mir ewig Vorwürfe machen, die Gelegenheiten, die ſich mir täglich und ſtündlich zur Wiedererlangung meiner Freiheit anbieten, nicht benutzt zu haben. Ob mich gleich jetzt die Zukunft unruhig macht, ſo bin ich doch derjenige von meinen beiden Reiſegefährten, der dieſe Gewaltthat am leichteſten verſchmerzen kann; denn wenn nur dort meine Lage einigermaßen erträglich iſt, ſo kann ich daſelbſt meine litterariſchen Projecte eben ſo gut ausführen, als anderswo. Bekümmere Dich alſo meinetwegen nicht übermäßig, ich bin geſunder, als jemals, und das Leben iſt noch reich genug, um zwei oder drei unbequeme Monate aufzuwiegen. Lebe wohl, grüße Alles, ich werde Dir bald wieder ſchreiben und Briefe von Dir in Joux erwarten.

Marburg, den 17. Februar 1807.

H. v. Kleiſt.

40.

Chalons sur Marne, den 23. Aprill 1807.

Meine theuerſte Ulrike.

Wenn Du meinen Brief von ohngefähr dem 8. oder 10 Februar erhalten haſt, ſo wirſt Du wiſſen, was für eine ſonderbare Veranlaſſung mich, als einen Staatsgefangenen, nach Frankreich geſprengt hat. Ich ſetze voraus, daß Dir dieſer Brief richtig durch Schlotheim[52] zugekommen iſt, und ſo fahre ich fort, Dir von dem Verlauf meiner Schickſale Nachricht zu geben. Nachdem wir noch mehrere Male in die Gefängniſſe geworfen worden waren, und an Orten, wo dies nicht geſchah, Schritte thun mußten, die faſt eben ſo peinlich waren als das Gefängniß, kamen wir endlich den 5. März im Fort de Joux an. Nichts kann öder ſein, als der Anblick dieſes, auf einem nackten Felſen liegenden Schloſſes, das zu keinem andern Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten ausſteigen und zu Fuße hinaufgehn; das Wetter war entſetzlich, und der Sturm drohte uns, auf dieſem ſchmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen.

Im Elſaß und auf der Straße weiter hin gieng der Frühling ſchon auf, wir hatten in Beſançon ſchon Roſen geſehen; doch hier, auf dieſem Schloſſe an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fieng damit an, meinen beiden Reiſegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dollmetſcher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf verſicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fieng damit an, uns, jeden abgeſondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Theil in den Felſen gehauen, zum Theil von großen Quaderſteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredſamkeit der Franzoſen. Gauvain kam in das Gefängniß zu ſitzen, in welchem Touſſaint Louverture geſtorben war; unſre Fenſter waren mit dreifachen Gittern verſehen, und wie viele Thüren hinter uns verſchloſſen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen dieſe Behältniſſe anſtändige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Eſſen brachte, war ein Officier dabei gegenwärtig, kaum daß man uns, aus Furcht vor ſtaatsgefährlichen Anſchlägen, Meſſer und Gabeln zugeſtand. Das Sonder-

barſte war, daß man uns in dieſer hülfloſen Lage nichts ausſetzte; aber da man nicht wußte, ob wir Staatsgefangene oder Kriegsgefangene waren (ein Umſtand, den unſre Ordre zweifelhaft gelaſſen hatte): auf welchem Fuß ſollte man uns bezahlen? Der Franzoſe ſtirbt eher, und läßt die ganze Welt umkommen, ehe er gegen ſeine Geſetze verfährt. Dieſe Lage war inzwiſchen zu qualvoll, als daß ſie meine beiden Gefährten, die von Natur krankhaft ſind, lange hätten aushalten können. Sie verlangten Aerzte, ich ſchrieb an den Commandanten, und dieſer, der ein edelmüthiger Mann ſchien und das Mißverſtändniß, das bei dieſer Sache obwalten mußte, ſchon vorausſah, verwandte ſich bei dem Gouverneur in Beſançon, worauf man uns andere Behältniſſe anwies, die wenigſtens den Nahmen der Wohnungen verdienen konnten. Jetzt konnten wir, auf unſer Ehrenwort, auf den Wällen ſpatzieren gehen, das Wetter war ſchön, die Gegend umher romantiſch, und da meine Freunde mir für den Augenblick aus der Noth halfen, und mein Zimmer mir Bequemlichkeiten genug zum Arbeiten anbot, ſo war ich auch ſchon wieder vergnügt und über meine Lage ziemlich getröſtet. In-

zwiſchen hatten wir, gleich bei unſrer Ankunft, unſre Memoriale an den Kriegsminiſter eingereicht, und die Abſchriften davon an den Prinzen Auguſt geſchickt. Da unſere Arretirung in Berlin in der That ein bloßes Misverſtändniß war, und uns, wegen unſers Betragens, gar kein beſtimmter Vorwurf gemacht werden konnte, ſo befahl der Kriegsminiſter, daß wir aus dem Fort entlaſſen und, den andern Kriegsgefangenen gleich, nach Chalons sur Marne geſchickt werden ſollten. Hier ſitzen wir nun, mit völliger Freiheit zwar, auf unſer Ehrenwort, doch Du kannſt denken, in welcher Lage, bei ſo ungeheuern Koſten, die uns alle dieſe Reiſen verurſacht haben, und bei der hartnäckigen Verweigerung des Soldes, den die andern Kriegsgefangenen ziehn. Ich habe von Neuem an den Kriegsminiſter und an den Prinzen Auguſt geſchrieben, und da es ganz unerhört iſt, einen Bürger, der die Waffen im Felde nicht getragen hat, zum Kriegsgefangenen zu machen, ſo hoffe ich auf meine Befreiung, oder wenigſtens auf gänzliche Gleichſchätzung mit den übrigen Officieren. Daß übrigens alle dieſe Uebel mich wenig angreifen, kannſt Du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den

größeſten auf das innigſte vertraut iſt. Schreibe mir nur, wie es Dir und den Schorinſchen geht, denn dies iſt der eigentliche Zweck dieſes Briefes, da die Kriegsunruhen, die ſich bald nach meiner Entfernung aus Pommern dahin zogen, mich mit der lebhafteſten Sorge für euch erfüllt haben. Lebe wohl und grüße Alles; ſobald ſich mein Schickſal ändert ſchreib' ich Dir wieder, wenn ich nur Deine Adreſſe weiß. Dein

Heinrich v. Kleiſt.

41.

Wie frohlocke ich, meine theure Ulrike, wenn ich Alles denke, was Du mir biſt und welch eine Freundin mir der Himmel an Dir geſchenkt hat! Ich höre, daß Du Dich in Berlin aufhältſt, um bei dem Gen. Clarke meine Befreiung zu betreiben. Von Tage zu Tage habe ich auf die Erfüllung des Verſprechens gewartet, das er Dir und der Kl. darüber gegeben

haben ſoll und angeſtanden, Dir zu ſchreiben, um Dich nicht zu neuen, allzufrühzeitigen Vorſtellungen zu verleiten. Man hätte Dir die Antwort geben können, daß der Befehl darüber noch nicht an den hieſigen Commandanten angekommen wäre, jetzt, nach einer faſt vierwöchentlichen vergeblichen Erwartung, ſcheint es mir wahrſcheinlich, daß gar keiner ausgefertigt worden iſt, und daß man Dich, mein vortreffliches Mädchen, blos mit Vorſpiegelungen abgefertigt hat. Ich weiß ſogar aus einer ſichern Quelle, daß der hieſige Commandant wegen meiner Inſtructionen hat, die mit dem guten Willen, mich los zu laſſen nicht in der beſten Verbindung ſtehen. Inzwiſchen iſt meine Lage hier, unter Menſchen, die von Schmach und Elend niedergedrückt ſind, wie Du Dir leicht denken kannſt, die widerwärtigſte; ob ein Frieden überhaupt ſein wird, wiſſen die Götter; und ich ſehne mich in mein Vaterland zurück. Es wäre vielleicht noch ein neuer Verſuch bei dem Gen. Clarke zu machen. Vielleicht, daß er immer noch geglaubt hat, etwas herauszubringen, wo nichts herauszubringen iſt, daß er mit dieſem Verfahren hat Zeit gewinnen wollen und ſich jetzt endlich von der Nutzloſigkeit

meiner Gefangenſchaft überzeugt hat. Wie gern möchte ich Dir, zu ſo vielem Andern, auch noch dieſe Befreiung daraus verdanken! Wie willkommen iſt mir der Wechſel geweſen, den Du mir durch Schlotheim überſchickt haſt! Es wird Dir unerhört ſcheinen, wenn ich Dir verſichere, daß ich während der ganzen zwei erſten Monate meiner Gefangenſchaft keinen Sol erhalten habe; daß ich von einem Ort zum andern verwieſen worden bin; daß mir auch noch jetzt alle Reclamationen nichts halfen, und kurz, daß ich darum förmlich betrogen worden bin. Der allgemeine Grund war immer der, daß man nicht wüßte, ob man mich als Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen behandeln ſollte; und ob ich während dieſes Streits verhungerte, oder nicht, war einerlei. Jetzt endlich hat es der hieſige Commandant durchgeſetzt, daß ich das gewöhnliche Tractament der kriegsgefangenen Officiere von 37 Franken monatlich erhalte. Dies und Dein Wechſel ſchützt mich nun vor der Hand vor Noth; und wenn jetzt nur bald ein Befehl zu meiner Befreiung ankäme, ſo würde ich mit den Indemnitäten, die die reiſenden Officiere erhalten, meine Rückreiſe noch beſtreiten können. Zwar wenn der Friede nicht

bald eintritt, ſo weiß ich kaum, was ich dort ſoll. Glück kann unter dieſen Umſtänden niemandem blühen, doch mir am wenigſten. Rühle hat ein Manuſkript, das mir unter andern Verhältniſſen das Dreifache werth geweſen wäre, für 24 Louisd'or verkaufen müſſen. Ich habe deren noch in dieſem Augenblick zwei fertig; doch ſie ſind die Arbeit eines Jahres, von deren Einkommen ich zwei hätte leben ſollen, und nun kaum ein halbes beſtreiten kann. Inzwiſchen bleibt es immer das Vortheilhafteſte für mich zurück zu kehren, und mich irgendwo in der Nähe des Buchhandels aufzuhalten, wo er am wenigſten danieder-liegt. — Doch genug jetzt von mir. Es iſt widerwärtig, unter Verhältniſſen, wie die beſtehenden ſind, von ſeiner eignen Noth zu reden. Menſchen, von unſerer Art, ſollten immer nur die Welt denken. Was ſind dies für Zeiten! Und das Hülfloſeſte daran iſt, daß man nicht einmal davon reden darf. — Schreibe mir bald, daß ich nach Berlin zurückkehren kann. Angern*) und die Kleiſten ſind jetzt nicht

*) Undeutlich.

mehr da, meine ganze Hoffnung beruht auf Dich. Adieu!

Chalons sur Marne, den 8. Mai 1807.

Heinrich v. Kleiſt.

42.

Endlich, meine vortreffliche Ulrike, iſt, wahrſcheinlich auf Deine wiederholte Verwendung, der Befehl vom Gen. Clarke zu meiner Loslaſſung angekommen. Ich küſſe Dir die Stirn und die Hand. Der Befehl lautet, daß ich, auf Ehrenwort, eine vorgeſchriebene Straße befolgen, und mich in Berlin beim Gen. Clarke melden ſoll, der mich ſprechen will. So mancherlei Gedanken mir dies auch erregt, ſo würde ich doch ſogleich meine Reiſe antreten, wenn ich nicht unpäßlich wäre; wenn man nicht die Unedelmüthigkeit hätte, mir die Diäten zu verweigern, die ich mir jedoch noch auszuwirken hoffe; und wenn ich nicht einen Wechſel vom Buchhändler Arnold aus Dreßden erwarten müßte, für ein Manuſcript, das Rühle daſelbſt verkauft hat,

und von dem er mir geſchrieben hat, daß er um dieſe Zeit abgehen würde. Alle dieſe Gründe ſind Schuld daran, daß ſich meine Abreiſe vielleicht noch 14 Tage oder 3 Wochen verſpäten wird; doch da ſich der Frieden jetzt abſchließt, und nach dem Abſchluß auch die Auswechſelung der Gefangenen ſogleich vor ſich gehen muß, ſo ergiebt ſich vielleicht alsdann eine ſo viel wohlfeilere Gelegenheit, abzureiſen, wenngleich der Aufenthalt bis dahin hier ſo viel koſtſpieliger wird, da ich keinen Sold mehr beziehe.

Die Abſicht dieſes Briefes iſt, Dir, nach der Mittheilung dieſer Nachricht, einen Vorſchlag zu machen Die Kl. hat mich verſichert, daß die Penſion von der K. nach dem Abſchluß des Friedens wieder ihren Fortgang nehmen würde. Da jedoch hierin wenig Sicherheit liegt: denn wer ſteht uns für einen neuen Krieg? ſo iſt der Plan, dieſe Penſion bei der nächſten Gelegenheit in eine Präbende zu verwandeln; und hierin läge denn ſchon mehr Sicherheit. Wir wollen einmal annehmen, daß uns das Glück auf dieſe Art günſtig wäre; daß ich vor der Hand die Penſion und in einiger Zeit, ſtatt ihrer, die Präbende erhielte: was ließe ſich wohl damit anfangen?

Ich verſichere Dich, meine theuerſte Ulrike, daß mir Deine Lage und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, ſo gegenwärtig iſt, als Dir ſelbſt. Ich weiß zwar, daß Du Dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigſten, würdig betragen würdeſt; doch die Forderungen, die Dein innerſtes Gefühl an Dich macht, kannſt Du nicht erfüllen, ſo lange Du nicht frei biſt. Ich ſelbſt kann in keiner Lage glücklich ſein, ſo lange ich es Dich nicht, in der Deinigen, weiß. Ohne mich würdeſt Du unabhängig ſein; und ſo mußt Du (ich fühle die Verpflichtung auf mich, was Du auch dagegen einwenden mögeſt), Du mußt es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Aeußerungen dieſer Art immer ſparſam geweſen bin, ſo hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glauben, daß Du ſolche Gefühle bei mir vorausſetzteſt, und dann, weil ich dem Uebel nicht abhelfen konnte.

Doch jetzt, dünkt mich, zeigt ſich ein Mittel ihm abzuhelfen; und wenn Du nicht willſt, daß ich mich ſchämen ſoll, unaufhörlich von Dir angenommen zu haben, ſo mußt Du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will Dir die Penſion und das, was in

der Folge an ihre Stelle treten könnte, es ſei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß mit dem Reſt Deines Vermögens für ein Mädchen, wie Du biſt, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu beſtreiten. Laß Dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo? gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunſt erwerbe, bei Dir in die Koſt geben. Ich kann Dir darüber keine Berechnung anſtellen; ich verſichere Dich aber, und Du wirſt die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erſt der Frieden hergeſtellt iſt, völlig ernährt. Willſt Du auf dieſe Verſicherung hin nichts thun, ſo lebe die erſte Zeit noch bei Schönfeld, oder in Frankfurt, oder wo Du willſt; doch wenn Du ſiehſt, daß es damit ſeine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebſtes Mädchen, verſuche es noch einmal mit mir. Du lieſeſt den Rouſſeau noch einmal durch und den Helvetius, oder ſuchſt Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich ſchreibe. Vielleicht erfährſt Du noch einmal, in einer ſchönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt ſollſt. Wir werden glücklich ſein! Das Gefühl, mit einander zu leben, muß Dir ein Bedürfniß ſein,

wie mir. Denn ich fühle, daß Du mir die Freundin biſt, Du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich Dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres, als Dein Bruder, wenn er vergnügt iſt. Und vergnügt werde ich ſein und bin es ſchon, da ich den erſten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann. Denke über Alles dies nach, meine theuerſte Ulrike; in Berlin, wo ich Dich noch zu finden hoffe, wollen wir weitläufiger mit einander darüber reden. In drei Wochen ſpäteſtens muß ich hier abgehen können; und in der fünften bin ich dann in Deinen Armen. Adieu; grüße Gleißenberg.

Dein Heinrich.

Chalons, den 14. Juli.

N. S. Ich muß Dir ſagen, meine theuerſte Ulrike daß ich mich anders entſchloſſen habe. Man hat mir die Reiſe-Entſchädigung bewilligt; und da ich mir den Wechſel von Rühlen, geſetzt er wäre ſchon von Dreßden abgegangen, nach Berlin nachſchicken laſſen, und dort immer Handlungs-Häuſer ſein müſſen, die hier Forderungen haben, und bei denen er folglich

geltend gemacht werden kann: ſo will ich mich, auf jene Ungewißheit hin, nicht länger aufhalten, ſondern ſogleich abgehen. Ich habe Rühlen geſchrieben, daß wenn der Wechſel noch nicht abgegangen iſt, er jetzt zu Dir nach Berlin geſchickt werden ſoll. Thue mir doch den Gefallen, und wiederhole ſchriftlich dieſe Beſtimmung an ihn, wenn Du irgend ſeine Wohnung in Dreßden genau erfahren kannſt; denn da ich zwiſchen zwei unglücklichen Hausnummern immer geſchwankt habe, ſo fürchte ich noch obenein, daß ihn mein Brief verfehlt. Auch einliegenden Brief an die Kleiſten bitte ich mit der Adreſſe zu verſehen, weil ich lange nichts von ihr geſehen habe und nicht weiß, ob ſie noch in Leuthen iſt. In drei, ſpäteſtens vier Tagen gehe ich hier, und wenn ich es irgend möglich machen kann, mit dem Courier ab, reiſe Tag und Nacht und bin in 14 höchſtens 16 Tage bei Dir. Adieu! Ich drücke Dich im Voraus ſchon an meine Bruſt. Grüße Gl. und Alles, was mir ein wenig gut iſt.

H. K.

43.

Ich habe verſucht, meine theuerſte Ulrike, Dir zu ſchreiben; doch meine Lage iſt ſo reich, und mein Herz ſo voll des Wunſches, ſich Dir ganz mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden ſoll. Schreibe mir doch, ob ich nach Wormlage[53] kommen darf, um Dich zu ſprechen? Oder ob wir uns nicht auf halbem Wege irgendwo ein Rendezvous geben können? Ich ſollte denken, dies letztere müßte möglich ſein. Ich will Dich zu bewegen ſuchen, zu einer Buch-, Karten- und Kunſthandlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr. zu 5 pC. auf 1 Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorleſungen hält), Rühle und Pfuel (dem ſein Bruder das Geld dazu hergiebt) ſind die Intereſſenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieſer Unternehmung hervorgeht, iſt ſchriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier iſt, und der Pfuelen, durch den Unterricht, den dieſer dem Prinzen giebt, eine Penſion von 600 Rthlr. verſchafft hat, iſt von einer

practiſchen Geſchicklichkeit, alles um ſich herum geltend zu machen, die bewunderungswürdig und ſelten iſt. Der Herzog würde ihm ſehr gern, nach Verlauf der Erziehungsperiode einen Poſten in ſeinem Lande geben; doch da ſein unerläßliches Bedürfniß iſt, frei zu ſein, ſo will er Alles an dieſes Jahr ſetzen, um es für die übrige Lebenszeit zu werden. Er iſt es daher auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geſchäfts treten wird; ein Umſtand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit ſeines Erfolgs ſpricht. Er ſowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken laſſen, das unſern Buchhändlern 6 mal ſo viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen faſt zum Druck bereit; ſollen wir auch hiervon den Gewinn andern überlaſſen, wenn es nichts als die Hand danach auszuſtrecken koſtet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr., die das Privilegium koſtet, können nie verloren gehen; denn misglückt die Unternehmung, ſo wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eiſern ſein, wenn es nicht, auch im ſchlimmſten Fall, einen größeren Werth haben ſollte, als jetzt. Die ganze Idee iſt, klein und nach liberalen Grundſätzen anzufangen, und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der

Fugger und Medicis, Alles hinein zu werfen, was man auftreiben kann, wenn ſich das Glück deutlich erklärt. Erwäge alſo die Sache, mein theuerſtes Mädchen, und wenn Du Dich einigermaßen in dieſen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantiliſche, hineindenken kannſt, ſo ſei mir zu ſeiner Ausführung behülflich. Ich kann Dir, wie ſchon erwähnt, nicht Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe, Du müßteſt ſelbſt hier ſein, und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günſtig ſie einer ſolchen Unternehmung iſt. Faſt möchte ich Dich dazu einladen! Ich würde Dich in die vortrefflichſten Häuſer führen können, bei Haza's,[54] bei Baron Buol[55] (kaiſerl. öſtr. Geſandten), beim App. Rath Körner[56] u. ſ. w., Häuſer, in deren jedem ich faſt, wie bei der Kl. in Potsdam, bin. Zwei meiner Luſtſpiele, (das Eine gedruckt, das andere im Manuſcript), ſind ſchon mehrere Male in öffentlichen Geſellſchaften, und immer mit wiederholtem Beifall, vorgeleſen worden. Jetzt wird der Geſandte ſogar, auf einem hieſigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranſtalten, und Fitt[57] (den Du kennſt) die Hauptrolle übernehmen. Auch in Weimar läßt Göthe das Eine

aufführen. Kurz, es geht Alles gut*), meine liebste Ulrike, ich wünſche bloß, daß Du hier wäreſt und es mit eigenen Augen ſehen könnteſt. Schreibe mir, auf welche Art wir es machen, daß wir uns auf einen Tag ſprechen, und ſei verſichert, daß ich ewig Dein treuer Bruder bin.

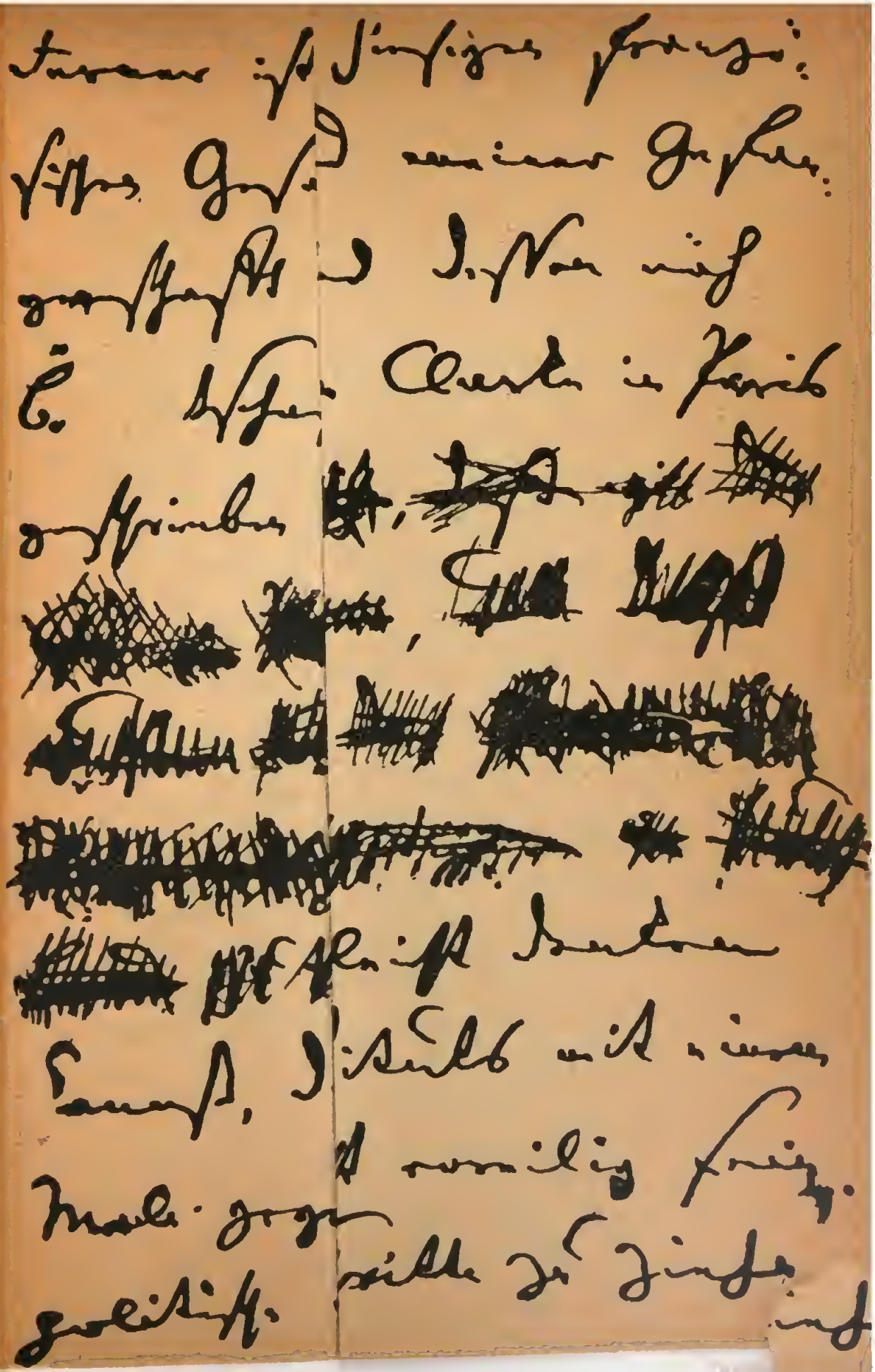
Dreßden, den 17. September 1807.

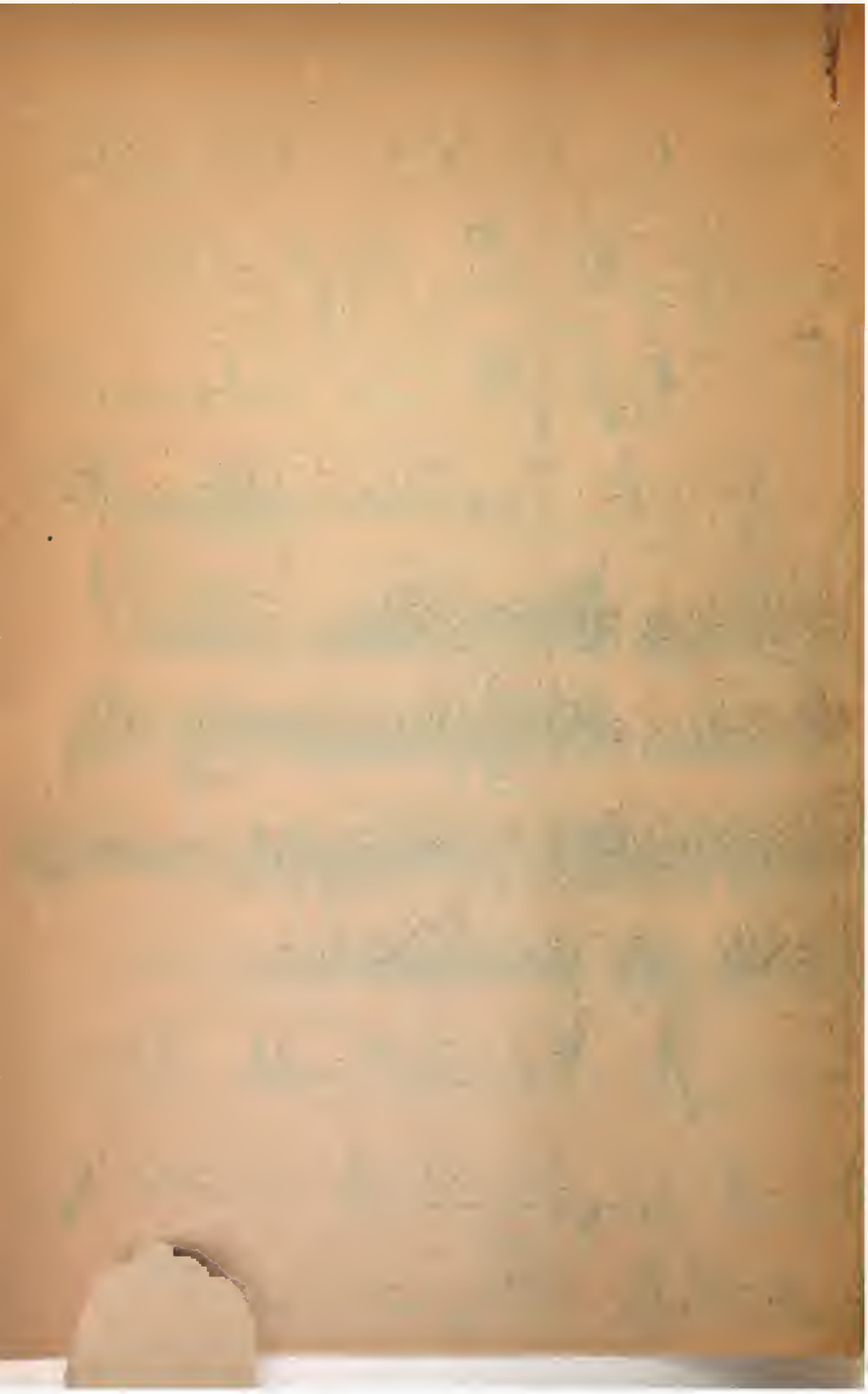
H. v. Kl.

*) Kürzlich war ich mit dem öſtr. Geſandten in Töplitz bei Gentz, wo ich eine Menge großer Bekanntſchaften machte. — Was würdeſt Du wohl ſagen, wenn ich eine Direktions-Stelle beim Wiener Theater bekäme? — Grüße Alles in Wormlage.

42.

Ich ſetze mich nur auf ein paar Augenblicke hin, meine theuerſte Ulrike, um Dich zu fragen, ob Du nicht meinen Brief erhalten haſt, den ich ſchon vor





drei Wochen von hier abgeſendet habe? In dieſem Briefe ließ ich mich weitläufig über meine Lage, über die Zukunft, und über ein Project aus; Dinge, deren keines ich berühren kann, ohne mich auf bogenlanges Schreiben gefaßt zu machen. Ich weiß zwar, daß Briefe von hier in die Lauſitz ſehr langſam gehen, Lamprecht, den ich hier geſprochen habe, iſt einer 19 Tage unterweges geweſen; doch ſollte überhaupt vielleicht die Adreſſe bei Alt-Döbern falſch ſein? Und doch weiß ich keine andere zu ſetzen. — Antworte mir ſobald wie möglich hierauf. Denn, wie geſagt, wenn Du dieſen Brief nicht erhalten haſt, ſo muß ich ihn noch einmal ſchreiben; und Du weißt, wie ungern ich an ſolche weitläufige Erörterungen gehe. — Ich wollte, Du wäreſt hier, um Dich mit mir zu freuen, und Alles mit eigenen Augen ſelbſt zu ſehen. Schriftlich kann ich Dir kaum etwas Anderes ſagen, als nur im Allgemeinen, daß es mir gut geht. Es erfüllt ſich mir Alles, ohne Ausnahme, worauf ich gehofft habe; — gieb mir nur erſt, wie geſagt, Nachricht von Dir, ſo ſollſt Du mehr hören. Es wäre ſonderbar, wenn grade der erſte Brief, der Dir Freude

zu machen bestimmt war, hätte verloren gehen müssen. Grüße Alles, lebe wohl und schreibe bald

Deinem treuen Bruder
Hr. Kleist.

Dreßden, den 3. October 7.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse Nr. 123.

45.

Deine Unlust am Schreiben, meine theuerste Ulrike, theile ich nicht mehr mit Dir, seitdem es mir vergönnt ist, Dich von frohen Dingen unterhalten zu können. Es geht mir in jedem Sinne so, wie ich es wünsche, und in dem Maaße, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer, die Vergangenheit erklärenden, Correspondenz auf, mit der ich Dir noch verschuldet bin. Ich wußte wohl, daß Du mir in einem Falle, wo es in der That darauf ankommt, mir ein Vermögen zu verschaffen, nach so vielen Aufopferungen, die letzte nicht verweigern würdest, die ihre ganze schöne Reihe schließt.

Wenn es möglich gewesen wäre, rascher zu sein, so hätten wir schon, bei der gegenwärtigen Leipziger Messe, in den Buchhandel eintreten können; doch so hat diese Verzögerung andere nach sich gezogen, so, daß wir uns jetzt nicht eher, als bei der nächstfolgenden, werden darin zeigen können. Inzwischen hat dieser Aufschub doch auch sein Gutes gehabt. Denn statt des Privilegii, das nun verkauft ist, hat uns der H. v. Carlowitz, einer der reichsten Particuliers des Landes, ein unentgeltliches Privilegium in seiner Immediatstadt Liebstadt angeboten; ein ganz vortrefflicher Umstand, da wir dadurch das Recht bekommen, hier in Dreßden ein Waarenlager zu halten, und somit aller Vortheile eines städtischen Privilegii theilhaftig werden. Ferner ist während dessen, durch den hiesigen französischen Gesandten, der sich schon während meiner Gefangenschaft für mich interessirt hatte, und dessen nähere Bekanntschaft mir nun geworden ist, an Clarke in Paris geschrieben worden. Es ist nicht unmöglich, daß wir die Ode* (?) Napoleons in Verlag bekommen, und daß unsere Buchhandlung

*) Das Wort ist undeutlich. Vergl. das Facsimile II.

überhaupt von der französischen Regierung erwählt wird, ihre Publicationen in Deutschland zu verbreiten, wodurch, wie Du leicht denken kannst, die Assiette des ganzen Instituts mit einem Male gegründet wäre. Du wirst nicht voreilig sein, politische Folgerungen aus diesem Schritte zu ziehen, über dessen eigentliche Bedeutung ich mich hier nicht weitläufiger auslassen kann. — Was nun, zur Antwort auf Deinen Brief, den Termin anbetrifft, an welchem ich das Geld erhalten müßte, so kann ich Dir diesen jetzt genau nicht sagen, indem sich, wie gesagt, das Geschäft ein wenig in die Länge gezogen hat; inzwischen würdest Du es doch zu Neujahr in Bereitschaft halten müssen, da von diesem Zeitpunct an für die kommende Messe vorgearbeitet werden muß. Uebrigens muß es Conventionsgeld sein, d. h. der Werth davon, gleichviel in welcher Münzart, wenn nur nicht preußisch. Wenn es uns mit dem Verlags-Abschlusse glücken sollte (ich bitte Dich, nichts von dieser Sache zu sagen), so würde es vielleicht nöthig sein, so schnell und so viel Geld herbei zu schaffen, daß ich noch nicht recht weiß, wie wir uns aus dieser Verlegenheit ziehen werden. 2000 Rthlr. haben wir in Allem zu-

ſammen; doch Du kannſt leicht denken, daß eine ſolche Unternehmung mehr erfordert, als dies. Ich nehme hier Gelegenheit zu einem andern Gegenſtand überzugehen. Mein Auskommen wird mir in der Folge, wenn Alles gut geht, aus einer doppelten Quelle zufließen; einmal aus der Schriftſtellerei: und dann aus der Buchhandlung. Da ich die Manuſcripte, die ich jetzt fertig habe, zum eigenen Verlag aufbewahre, ſo ernähre ich mich jetzt bloß, durch fragmentariſches Einrücken derſelben in Zeitſchriften, und Verkauf zum Aufführen an ausländiſche Bühnen; und doch hat mir dies ſchon nahe an 300 Rthlr. eingebracht (der öſterr. Geſandte hat mir 30 Louisd'or von der Wiener Bühne verſchafft) woraus Du leicht ſchließen kannſt, daß die Schriftſtellerei allein ſchon hinreicht, mich zu erhalten. Wie wär's alſo, mein theuerſtes Mädchen, wenn Du, ſtatt meiner, als Actionair in den Buchhandel träteſt, der von jener Schriftſtellerei ganz abgeſondert iſt? Du haſt immer gewünſcht, Dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günſtigere Gelegenheit iſt kaum möglich, da der Vortheil, nach einem mäßigen mittlern Durchſchnitt, 22 pC. iſt. Ich verlange gar nicht, daß Du Dich

hierüber kategoriſch erklärſt, Du mußt nothwendig ſelbſt hier ſein, um Dich von dem innern Zuſammenhang der Sache, und der Solidität derſelben zu überzeugen. Es kommt gar nicht darauf an, Dich gleich mit Deinem ganzen Vermögen hinein zu werfen, ſondern nur mit einer etwas größern Summe, als jene 500 Rthlr., und den Augenblick, wo das Uebrige zu wagen wäre, von der Zeit zu erwarten. Allerdings müßteſt Du, in dieſem Falle, jene Erklärung, die Du mir auf unſerer Reiſe von Gulben nach Wormlage gemacht haſt, zurücknehmen und Dich entſchließen können, mit mir zuſammen zu leben. Und dies würde doch nicht ſchlechterdings unmöglich ſein? Wenn Du vor der Hand auf dies Alles noch nicht eingehen willſt, ſo bleibt es beim Alten, d. h. bei der Verzinſung und Zurückzahlung des Capitals. Ich ſagte es nur, weil ich wünſche, Dir einen Vortheil verſchaffen zu können, und weil eine Art von Ungerechtigkeit darin liegt, Dir das Geld zu 5 pC. zu verintereſſiren, während es mir 4 mal ſo viel abwirft. Nichts iſt mir unangenehmer, als daß Du ganz abgeſondert biſt von der litterariſchen Welt, in dem Augenblick, da Dein Bruder zum zweitenmal darin

auftritt. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Du hier wäreſt. Eben jetzt wird in der Behauſung des öſtr. Geſandten, der ſelbſt mitſpielt, ein Stück von mir, das noch ein Manuſcript iſt, gegeben, und Du kannſt wohl denken, daß es in den Geſellſchaften, die der Proben wegen zuſammenkommen, Momente giebt, die ich Dir, meine theuerſte Ulrike, gönne; warum? läßt ſich beſſer fühlen, als angeben. Auch biſt Du ſchon völlig in dieſen Geſellſchaften eingeführt, und es braucht nichts, als Deine Erſcheinung, um wie unter Bekannten darin zu leben. Leopold und Guſtel ſtehen in Deinem Briefe auf eine ſonderbare Art neben einander. Man könnte ſie beiden gratuliren, — auch beide bedauern; doch dies iſt zu hamletiſch für dieſen Augenblick: ich küſſe ſie und ſchweige. Adieu, lebe wohl, meine liebſte Ulrike, grüße Alles und antworte mir bald. Wer hat denn die Hemden gemacht?

Dreßden, den 25. October. 7.

Hr. Kleiſt.

N. S. Den 10. October bin ich bei dem öſtr.

Geſandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von zwei niedlichſten kleinen Händen, die in Dreßden ſind. Den Kranz habe ich noch bei mir. In ſolchen Augenblicken denke ich immer an Dich. Adieu, Adieu, Adieu! — Du wirſt mich wieder lieb bekommen.

N. S. Die Quittungen erfolgen hierbei. Aber mit denen vom Jan. und Febr. 1806 hat es nicht ſeine Richtigkeit. Wann hörten denn die Vorſchüſſe auf?

46.

Ich habe gewagt, meine theuerſte Ulrike, auf die 500 Rthlr., die Du mir verſprachſt, zu rechnen, und in der Hoffnung, daß ſie mit Weihnachten eingehen werden, den Verlag eines Kunſtjournals, Phöbus, mit Adam Müller anzufangen. Die Verlagskoſten, für den ganzen Jahrgang, betragen 2500 Rthlr., wozu Rühle 700 und Pfuel 900 Rthlr. hergeben,

macht mit meinen 500 Rthlrn. in Allem 2100 Rthlr., der Reſt kann von dem, was monatlich eingeht, ſchon beſtritten werden. Es iſt noch nie eine Buchhandlung unter ſo günſtigen Ausſichten eröffnet worden; eben weil wir die Manuſcripte ſelbſt verfertigen, die wir drucken und verlegen. Rühle's Buch über den Feldzug hat die zweite Auflage erlebt; er bekömmt zum zweitenmale von Cotta 300 Thlr. Und hätte er es ſelbſt verlegt, ſo wären 2000 Rthlr. das Mindeſte, was es ihm eingebracht hätte. Das erſte Heft des Phöbus wird Ende Januars erſcheinen; Wieland auch (der alte) und Johannes Müller, vielleicht auch Göthe, werden Beiträge liefern. Sobald die Anzeigen gedruckt ſind, werde ich Dir eine ſchicken. Ich wünſche nichts, als daß Du hier wärſt, um Dich von dem innerſten Weſen der Sache beſſer überzeugen zu können. Ich bin im Beſitz dreier völlig fertigen Manuſcripte, deren jedes mir denſelben Gewinn verſchaffen würde, den wir von dem Journal erwarten, und das ich nur bloß nicht drucken laſſen kann, weil mir das Geld dazu fehlt. Inzwiſchen denken wir doch, daß wir zu Oſtern ſchon ſo viel zuſammengebracht haben, um Eines davon: Pentheſilea, ein Trauerſpiel, zu ver-

legen. Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, hierher zu ziehen, ſo wären folgende Sachen gewiß: 1. ich würde Dir im erſten Jahre nichts koſten; 2. im zweiten würd' ich Dich unterſtützen können; 3. Du würdeſt mit eignen Augen ſehen können, ob die Sache glückt, oder nicht; 4. Du würdeſt Dich, wenn ſie glückt, mit Deinem ganzen Vermögen hineinwerfen können; 5. dadurch würde die Sache, die ſich vielleicht ſonſt nur langſam entwickelt, ganz ſchnell reifen; und 6. und letzteres, wir würden uns einander lieben können. Was willſt Du gegen ſo viel Gründe einwenden? — Ueberlege Dir die Sache und ſchreibe mir. Ich muß ſchließen, ich bin wieder ein Geſchäftsmann geworden, doch in einer angenehmeren Sphäre, als in Königsberg. — Was wäre doch wohl in Königsberg aus mir geworden? — Adieu, grüße Alles, was mir gut iſt, vielleicht komme ich im Frühjahr auf ein paar Tage und ſehe, was ihr macht.

Dreßden, den 17. Dezember 7.

Dein Heinrich.

47.

Dreßden, den 5 Januar 1808.

Es ſind nun ſchon wieder nahe an drei Monaten, meine theuerſte Ulrike, daß ich keine Zeile von Deiner Hand geſehen habe. Dieſes Wormlage liegt in einem ſolchen Winkel der Erde, daß die Poſt es gar nicht kennt, und der Eine ſagt, die Briefe giengen über Berlin, der Andre, über Cottbus. Ich ſchicke Dir alſo dieſen Boten, als eine Art von Execution, die nicht eher von Dir gehe, als bis Du Dich zu einer Antwort entſchloſſen haſt. Setze Dich ſogleich hin, mein liebſtes Mädchen, und ſchreibe mir, warum das Geld, das Du mir zu Weihnachten verſprochen haſt, ausgeblieben iſt? Jeder Grund iſt zu verſchmerzen, nur nicht der, daß Du mir böſe biſt. Wenn Du es nicht auftreiben kannſt, was ſehr wohl möglich iſt, ſo muß ich dies wenigſtens wiſſen, damit irgend ein anderer Rath geſchafft werden kann. Denn unſere litterariſche Unternehmung, die den beſten Fortgang verſpricht, iſt in vollem Laufe; Dreßden allein bringt 50 Subſcribenten auf, woraus Du das Reſultat des Ganzen berechnen magſt, wenn Du auch nur annimmſt,

daß von den übrigen Städten in Deutſchland jede 1 nimmt. Die Horen ſetzten 3000 Exemplare ab; und ſchwerlich konnte man ſich, bei ihrer Erſcheinung, lebhafter dafür intereſſiren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgeſandten dieſer Reſidenz (den franz., öſtrn. und ruſſiſchen, welcher letzterer ſogar — Gr. Kanikow — Aufſätze hergiebt) circuliren Subſcriptionsliſten, und wir werden das erſte Heft auf Velin durch ſie an alle Fürſten Deutſchlands ſenden. Es kömmt Alles darauf an, daß wir die Unternehmung, in den drei erſten Monaten, aus eigner Caſſe beſtreiten können, um nachher in jeder Rückſicht völlig gedeckt zu ſein. Schreibe mir alſo unverzüglich, ob Du mir mit einem Vorſchuß zu Hülfe kommen kannſt, oder nicht; und wenn es bloß daran liegt, daß Du das Ganze, das Du verſprachſt, nicht auftreiben kannſt, ſo ſchicke den Theil, den Du vorräthig hatteſt, und zwar gleich, durch meinen Boten, welches ein zum Poſtamt gehöriger Portechaiſen-Träger, und völlig ſicher. Ich ſchicke Dir eine handvoll Anzeigen, damit Du auch, oder wer es ſei, eine Subſcription, wo ſich die Gelegenheit findet, veranlaſſen kannſt. Julchen kann eine oder zwei an Martini nach Frankfurt

ſchicken, wo ja auch Leſegeſellſchaften ſein müſſen. Adieu, grüße Alles und ſchreibe mir, was Du willſt, nur nicht, daß Du mir nicht mehr ſo gut biſt, als ſonſt. —

Dein Heinrich.

(Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Gaſſe Nr. 123)

N. S. Der Bote iſt bezahlt.

48.

Mein liebes Herzens-Riekchen, ich danke Dir. Du haſt mich gerührt dadurch, daß Du mich um Verzeihung bitteſt, daß es nicht mehr ſei. Es iſt kein Zweifel, daß wir, was den Verlag des Phöbus betrifft, damit auskommen werden. Auf den 1. Januar 1809, wenn irgend die Sache gut geht, kriegſt Du Dein Geld wieder. Hier in Dreßden intereſſirt ſich Alles, was uns kennt, für unſre Unternehmung. Stelle Dir vor, daß wir von der Regierung, als eine Geſellſchaft von Gelehrten, höchſt wahrſcheinlich (die Sache iſt ſchon ſo gut, als gewiß) eine koſtenfreie

Conceſſion zum Buchhandel erhalten werden; die vier Buchhändler, die hier ſind, treten allzuſammt dagegen auf, doch man iſt feſt entſchloſſen, die Concurrenz zu vergrößern. Es kann uns, bei unſern litterariſchen und politiſchen Connexionen gar nicht fehlen, daß wir den ganzen Handel an uns reißen. Dazu giebt noch obenein keiner von uns den Namen her, ſondern die Handlung wird heißen: Phönix-Buchhandlung. Ferner: die Familie Hardenberg hat uns beauftragt, die geſammten Schriften des Novalis (Hardenberg-Novalis, von dem Du mir nicht ſagen wirſt, daß Du ihn nicht kennſt) zu verlegen, und verlangt nichts, als die Veranſtaltung einer Prachtausgabe. Wenn die Sache klug, auf dem Wege der Subſcription, angefangen wird, ſo kann dieſer einzige Artikel (da ſo viel ſeiner Schriften noch ungedruckt waren) unſern Buchhandel heraufbringen; und wir wagen, im ſchlimmſten Fall, nicht das Allermindeſte dabei. Auch Göthe und Wieland haben geſchrieben und werden an unſerm Journal Antheil nehmen. Der zerbrochene Krug (ein Luſtſpiel von mir) wird im Februar zu Weimar aufgeführt, wozu ich wahrſcheinlich mit Rühle (der Major und Kammerherr geworden iſt), wenn der Prinz

dahingeht, mitreiſen werde. Kurz, Alles geht gut, und es fehlt nichts, als daß ich noch ein Jahr älter bin, um Dich von einer Menge von Dingen zu überzeugen, an die Du noch zweifeln magſt. Aber ſei nur nicht ſo karg mit Briefen! Was mir verzeihlich war, zu ſeiner Zeit, iſt es darum noch Dir nicht; und wenn Du nicht antworteſt, ſo denk' ich, Du machſt Dir nichts daraus, wenn ich Dir was Gutes melde. Adieu, grüße Alles, auf's Frühjahr bin ich gewiß bei Euch. — Was iſt denn das für ein Komet, den mir Carline Schönfeld zeigen will? Bald ein Mehreres.

Den 8. (Januar?).

H. Kleiſt.

49.

(Dieſer Brief iſt Auguſt 1809 datirt, er muß aber ein Jahr früher geſchrieben ſein.)

Meine theuerſte Ulrike.

Ich hätte Dich ſo gern dieſen Sommer einmal geſehen, um Dir über manche Dinge Auskunft zu geben und abzufordern, die ſich in Briefen nicht anders, als auf

eine unvollkommene Art, abthun laſſen. Doch mancherlei Urſachen, die gleichfalls zu weitläufig ſind, um auseinander geſetzt zu werden, verhindern mich, bis noch auf dieſe Stunde, Dreßden zu verlaſſen. Der Phöbus hat ſich, trotz des gänzlich daniederliegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden ſoll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht ſein, Dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungsreich die Ausſichten, die ſich mir in die Zukunft eröffnen: wenn dieſe verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerſtörte. Gleichwohl iſt die Bedingung, unter der ich hier lebe, noch erträglich, und ich fürchte ſehr, daß es Euch Allen nicht beſſer geht. Ich habe jetzt wieder ein Stück, durch den hieſigen Maître de plaisir, Grf. Vitzthum, an die Sächſiſche Hauptbühne verkauft, und denke dies, wenn mich der Krieg nicht ſtört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Ueberſetzungen kleiner franzöſiſcher Stücke gegeben werden; und in Caſſel iſt gar das deutſche Theater ganz abgeſchafft und ein franzöſiſches an die Stelle geſetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht

hilft, überall werden. Wer weiß, ob jemand noch, nach hundert Jahren, in dieſer Gegend deutſch ſpricht. Ich bitte Dich, nicht böſe zu werden, wenn ich Dir vor der Hand die Intereſſen der 500 Rthlr. nicht auszahlen kann, ich verſichere Dich, daß es ganz unmöglich iſt, indem die meiſten Buchhändler bis auf Oſtern 1809 unſere Schuldner ſind. Die eigentliche Abſicht dieſes Briefes iſt, beſtimmt zu erfahren, wo Du biſt, und Dich zu fragen, ob Du wohl einen reitenden Boten, den ich von hier aus nach Wormlage abfertigen würde, von dort aus weiter nach Fürſtenwalde beſorgen kannſt? Man wünſcht Jemanden, der in der Mark wohnt (es iſt der G. P.), ſchnell von der Entbindung einer Dame, die in Töplitz iſt, zu benachrichtigen. Schreibe mir nur beſtimmt: ja, weiter brauch' ich nichts; ich überlaſſe es Dir, ob Du den Boten, den Du in Wormlage aufbringſt, wegen der allzu großen Weite, erſt nach Gulben ſchicken, und dort einen neuen beitreiben laſſen, — oder jenen gleich nach Fürſtenwalde abgehen laſſen willſt. Schnelligkeit wird ſehr gewünſcht. Auch mir antworte ſogleich auf dieſen Punct. Vielleicht komme ich in etwa drei Wochen ſelbſt zu euch, ſehe, was Ihr macht, und be-

richtige meine, oder vielmehr die Schuld eines Freundes. — Lebe inzwiſchen wohl, ſchreibe mir, was unſere theuerſte Tante macht, und die übrigen, und zweifle nie an der unauslöſchlichen Liebe Deines Bruders.

H. v. K.

Dresden, den Auguſt 1809 (d. h. 1808).

50.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich hatte mir, in der That, ſchon einen Paß beſorgt, um nach Wormlage zu kommen, weil ich Dich in einer wichtigen Sache zu ſprechen wünſchte. Doch ein heftiges Zahngeſchwür hält mich noch davon ab. Da die Sache keinen Aufſchub leidet, ſo bitte ich Dich, Dich auf einen Wagen zu ſetzen und zu mir her zu kommen. Ich weiß wohl, daß man keiner andern Schweſter ſo etwas zumuthen könnte; doch grade weil Du es biſt, ſo thue ich es. Der Ueberbringer iſt mein Bedienter, in deſſen Begleitung Du ſo ſicher,

wie in Abrahams Schooß reiſen kannſt. Auch kannſt Du, wenn Du vorlieb nehmen willſt, bei mir wohnen. Es ſoll mir lieb ſein wenn Du länger bleiben willſt, doch ich brauche Dich nur auf einen Tag, und Du kannſt, wenn Du willſt, mit demſelben Wagen wieder zurückreiſen. Ich gebe Dir alsdann meinen Bedienten wieder mit. Entſchließe Dich, meine liebſte Ulrike, ſchürz' und ſchwinge Dich, das Wetter iſt gut, und in drei Tagen iſt Alles, als wär' es nicht geſchehen.

Dreßden, den 30. September 8.

H. v. Kleiſt.

51.

Meine liebſte, theuerſte Ulrike.

Ich reiſe, in dieſem Augenblick, in der Sache der Fr. v. Haza, von welcher ich Dich, bei Deinem Hierſein in Dreßden, einigermaßen unterrichtet habe, nach Lewitz, in der Gegend von Poſen ab. Da ich wieder durch die Lauſitz gehe, ſo glaubte ich, bei dieſer Gelegenheit, meine Schuld an Pannwitz abtragen zu

können; doch die Ausgaben wachſen mir ſo über den Kopf, daß ich es nicht beſtreiten kann. Thue mir den Gefallen und decke die 20 Rthlr., die ich ihm ſchuldig; ihm ſchuldig zu ſein, quält mich nicht, doch . . . *), die ſie ihm vorgeſchoſſen hat. Ich lege Dir den Brief bei, den Du, in dieſem Fall, zuzuſiegeln und an ihn abzuſchicken haſt. Fr. v. Haza iſt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, und die erſten Schritte, die ich für ſie gethan habe, machen es ganz nothwendig, daß ich die letzten auch thue. Das Allererſtemal, daß ich Geld kriege, will ich, ſo wahr ich bin, gleich an Dich denken. Adieu, vor 14 Tagen bin ich nicht hier zurück.

Dein Heinrich.

Dreßden, den 2. November 8.

N. S. Der Buchhändler Walter hat den Phöbus übernommen, und alle Ausgaben ſind gedeckt.

---

*) Zwei Wörter ſind ſorgfältig ausgeſtrichen. So weit es ſich erkennen läßt, handelt es ſich um den Namen einer ſonſt unbekannten Perſönlichkeit.

52.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich werde mit der Kaiſerl. Geſandtſchaft, wenn ſie von hier abgeht, nach Wien reiſen. Nur wünſche ich lebhaft, Dich vorher noch einmal zu ſprechen; und doch iſt es mir unmöglich, Dreßden auf mehrere Tage zu verlaſſen, eben weil die Geſandtſchaft jede Stunde den Befehl zum Aufbruch erhalten kann. Könnteſt Du mir nicht auf den halben Weg bis — — wie heißt der Ort 4 Meilen von Wormlage und 3 Meilen von Dreßden? — entgegenkommen? Wenn Du es möglich machen kannſt: ſo ſchreibe mir den Tag und den Namen dieſes Orts; und verlaß Dich darauf daß ich alsdann mit Dir zugleich dort eintreffe. Auch wünſche ich, zum Behuf dieſer Reiſe, einiges Geld von der kleinen Erbſchaft, die ich gemacht habe, voraus zu empfangen. Könnteſt Du mir nicht, auf irgend eine Art, dazu verhelfen und es mir mitbringen? Wenn es auch nur 50 oder 30 Rthlr. wären. Schreibe mir ein paar beſtimmte Worte, wann und wohin

Du kommen willſt; und noch einmal verlaß Dich darauf, daß ich alsdann dort bin.

Dein Heinrich v. Kleiſt.

Dreßden, den 8. Aprill 1809.
Willſche Gaſſe, Löwenapotheke.

N. S. Sieh doch zu, daß wir ſpäteſtens Mittwoch oder Donnerstag (allerſpäteſtens) zuſammentreffen können. Wir müſſen zu Mittag ankommen, den Nachmittag und Abend zuſammenbleiben, und die Nacht dort zubringen.

53.

Meine theuerſte Ulrike,

Ich ſchreibe Dir nur ganz kurz, um Dir einige flüchtige Nachrichten und Aufträge zu geben. Den 29. Aprill habe ich Dreßden verlaſſen. B., mit dem ich, wie ich Dir ſagte, reiſen wollte, war ſchon fort; und auch hier in Töplitz habe ich ihn nicht mehr angetroffen. Alles ſtand damals ſo gut, daß ich in

Dreßden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinwegzugehen. Was ich nun eigentlich in dieſem Lande thun werde, das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben, und Du es alsdann, hoffe ich, auch erfahren Für jetzt gehe ich über Prag nach Wien.

Inzwiſchen habe ich von Dreßden nicht weggehen können, ohne einige Schulden daſelbſt zurückzulaſſen, die zu Johanny zahlbar ſind. Nur die Gewißheit, daß mir die Erbſchaft alsdann ausgezahlt werden wird, hat dieſen Schritt überhaupt möglich gemacht. Ich beſchwöre Dich alſo, meine theuerſte Ulrike, für diesmal noch mit Deiner Forderung zurückzuſtehen, und mir das Geld zu Bezahlung jener Schuld zukommen zu laſſen. Noch weiß ich nicht, ob ich nicht vielleicht in Kurzem wieder nach Dreßden zurückkehre. Sollte dies nicht geſchehen, ſo bitte ich Guſten, Dir die Zahlung zu machen, und Dich bitte ich, das Geld dem Kaufmann Salomon Aſcher, Dreßden, große Büttelgaſſe Nr. 472, gegen Rückgabe der Schuldverſchreibungen, zuzuſtellen. Um den Kaufmann, wegen dieſes Umſtandes, ſicher zu ſtellen, haſt Du wohl die

Gefälligkeit, ihm, mit wenig Worten, kurz, unter der beſagten Adreſſe, zu melden, daß dies zu Johanny geſchehen werde. Verſäume dies ja nicht, meine theuerſte Ulrike, damit keine, mir auf das Aeußerſte empfindliche, Irrungen daraus entſtehen. Lebe inzwiſchen wohl, wir mögen uns wiederſehen oder nicht, Dein Name wird das letzte Wort ſein, das über meine Lippen geht, und mein erſter Gedanke (wenn es erlaubt iſt), von jenſeits wieder zu Dir zurückkehren! Adieu, Adieu! Grüße Alles.

Töplitz, den 3. Mai 1809.

Dein
Hr. Kleiſt.

54.

Noch niemals, meine theuerſte Ulrike, bin ich ſo erſchüttert geweſen, wie jetzt. Nicht ſowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten iſt, ließ ſich, auf gewiſſe Weiſe, vorherſehen; als darüber, daß ich beſtimmt war, es zu überleben. Ich gieng aus D...

weg, wie Du weißt, in der Abſicht, mich mittelbar oder unmittelbar in den Strom der Begebenheiten hinein zu werfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die ſeltſamſte Weiſe contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünſche gar nicht giengen, meinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichwohl ſchien ſich hier, durch B. und durch die Bekanntſchaften, die er mir verſchaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die ſchöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und ich fand Gelegenheit, meine Aufſätze, die ich für ein patriotiſches Wochenblatt beſtimmt hatte, im Hauſe des Graf. v. Kollowrat vorzuleſen. Man faßte die Idee, dieſes Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, ſtatt meiner den Verleger herbeizuſchaffen, und nichts fehlte, als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müſſen. So lange ich lebe, vereinigte ſich noch nicht ſoviel, um mir eine frohe Zukunft hoffen zu laſſen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur dieſe Unternehmung, — ſie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

Ich bin gänzlich außer Stand, zu ſagen, wie ich

mich jetzt faſſen werde. Ich habe Gleißenberg geſchrieben, ein Paar ältere Manuſcripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen ſeiner Beziehung auf die Zeit, ſchwerlich einen Verleger, und das andere, weil es keine ſolche Beziehung hat, wenig Intereſſe finden Kurz, meine theuerſte Ulrike, das ganze Geſchäft des Dichtens iſt mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich auch ſtelle, in der Alternative, die ich Dir ſo eben angegeben habe.

Die große Noth, in der ich mich nun befinde, zwingt mich, ſo ungern ich es thue, den Kaufmann Aſcher in Dreßden, dem ich zu Johanny mit einer Schuld verfallen bin, um Prolongation des Termins zu bitten. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, wenn ich mir auch nur, bis ich wieder etwas ergriffen habe, meine Exiſtenz friſten will. In Verfolg dieſer Maasregel bitte ich Dich, mir die 272 Rthlr., oder was aus den Pfandbriefen der Tante Maſſow herauskommen mag, in Conv. Münze, nach Prag zu ſchicken. Ich bitte Dich, es ſobald als möglich iſt, zu thun, um mich aus Prag, wo ich ſonſt gar nicht fort könnte, frei zu machen. Was ich ergreifen werde, wie geſagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk

wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein. — Vielleicht, daß die Bekanntschaften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich sein können. — Adieu, lebe wohl und erfreue bald mit einer Antwort

Deinen Bruder
Heinrich v. Kleist.

Prag, den 17. Juli 1809.
Kleine Seite, Brückengasse Nmr. 39.

(Kleist's Siegel.)

Adresse: An

Fräulein Ulrike von Kleist
Hochwohlgeb.
zu
Schorin
bei Stolpe in Hinterpommern

55.

Meine theuerste Ulrike.

Aus einliegender Abschrift meines Schreibens an den Syndicus Dames wirst Du ersehen, was ich, meinen Antheil an das hiesige Hauß betreffend, für Verfügungen getroffen habe.

Die Veranlaſſung dazu iſt nicht gemacht, Dir in einem Briefe mitgetheilt zu werden.

Ich glaubte, dich in dieſer Gegend zu finden, und meine Wille war, mich unmittelbar, wegen Aufnahme des Geldes, an Dich zu wenden; doch dieſe Hoffnung ward, durch Deine Abreiſe nach Pommern, vereitelt.

Adieu, mein theuerſtes Mädchen; ich gehe nach dem Oeſterreichiſchen zurück, und hoffe, daß du bald etwas Frohes von mir erfahren wirſt.

Frankfurt a. d. Oder, den 23. Nov. 9.

Heinrich v. Kleiſt.

Abſchrift.

Verehrungswürdigſter Herr Syndicus,

bei meiner Abreiſe von hier will ich noch folgende Verfügungen hiermit ſchriftlich bei Ihnen niederlegen.

Zuerſt bitte ich, dem H. Kaufm. Wöllmitz, für das mir geliehene Capital von 500 Rthl., à 6 p.C. nehmlich 10 Rthlr. zu entrichten.

2) Den Reſt der auf mich fallenden Zinſen bitte ich, nach wie vor, meiner Schweſter Ulrike von Kleiſt, einzuhändigen.

3) Sollte das Haus verkauft werden, ſo bitte ich gleichfalls, den auf mich fallenden Theil des Kauf=

preiſes, er ſei ſo groß er wolle, meiner Schweſter Ulrike zu übermachen, die ihn, auf Abſchlag deſſen, was ich ihr ſchuldig bin, als ihr Eigenthum zu betrachten hat.

Frankfurt a. d. Oder, den 23. Nov. 9.

Heinrich v. Kleiſt.

(Kleiſt's Siegel.)

Adreſſe: An

Fräulein Ulrike von Kleiſt

zu

Schorin

56.

Berlin, den 19. März 1810.
Mauerſtraße Nr. 53.

Meine theuerſte Ulrike.

Denkſt Du nicht daran, in einiger Zeit wieder, in dieſe Gegend zurückzukehren? Und wenn Du es thuſt: könnteſt Du Dich nicht entſchließen, auf ein oder ein Paar Monate, nach Berlin zu kommen, und mir, als

ein reines Geſchenk, Deine Gegenwart zu gönnen? Du müßteſt es nicht begreifen als ein Zuſammenziehen mit mir, ſondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu Deinem Vergnügen; Gleißenberg, der zu Anfang Aprills auf drei Monate nach Gulben geht, bietet Dir dazu ſeine Wohnung an. Du würdeſt täglich in Altenſtein's Hauſe ſein können, dem die Schweſter die Wirthſchaft führt, und der ſeine Mutter bei ſich hat; würdige und angenehme Damen, in deren Geſellſchaft Du Dich ſehr wohl befinden würdeſt. Sie ſehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schweſter? Und warum kömmt ſie nicht*) her? Meine Antwort an den Miniſter iſt: es iſt mir nicht ſo gut gegangen, als Ihnen; und ich kann ſie nicht, wie Sie, in meinem Hauſe bei mir ſehen. Auch in andere Häuſer, als z. B. beim geh. Staatsrath Stägemann,[58] würde ich Dich einführen können, deſſen Du Dich vielleicht, von Königsberg her, erinnerſt. Ich habe der Königinn, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das ſie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat;

*) Ausgeſtrichen: bald wieder zu Ihnen.

ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß ſein. Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der Brandenburgiſchen Geſchichte genommen iſt, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und ſoll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt iſt, der Königinn übergeben werden. Was ſich aus allem dieſen machen läßt, weiß ich noch nicht; ich glaube, es iſt eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß Du mir von großem Nutzen ſein könnteſt. Denn wie manches könnteſt Du, bei den Altenſtein'ſchen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Miniſter zu ſagen, ſchwer, ja unmöglich fällt. Doch ich verlange gar nicht, daß Du auf dieſe Hoffnungen etwas giebſt; Du müßteſt auf nichts, als das Vergnügen rechnen, einmal wieder mit mir, auf einige Monate, zuſammen zu ſein. Aber freilich müßte die Frage, ob Du überhaupt Pommern verlaſſen willſt, erſt abgemacht ſein, ehe davon, ob Du nach Berlin kommen willſt, die Rede ſein kann. Wie glücklich wäre ich, wenn Du einen ſolchen Entſchluß faſſen könnteſt! Wie glücklich, wenn ich Deine Hand küſſen und Dir über tauſend Dinge Rechenſchaft geben könnte, über die ich jetzt Dich bitten muß, zu ſchweigen.

Adieu, grüße Fritzen und Stojentin, und antworte bald.

Dein H. v. Kl.

57.

Meine theuerſte Ulrike.

In dem Louiſenſtift, deſſen erſte Abtheilung erſt organiſirt iſt, wird nun für die zweite Abtheilung, welche gleichfalls organiſirt werden ſoll, eine Oberaufſeherinn geſucht; eine Dame, deren Beſtimmung nicht eigentlich unmittelbar die Erziehung der Kinder, ſondern die Aufſicht über das ganze weibliche Perſonale iſt, dem jenes Geſchäft anvertraut iſt. Eine ſolche Stelle, an und für ſich demnach ehrenvoll genug, iſt mit völlig freier Station und einem Gehalt von 400 Rthlr. verknüpft. Da Du nun, wie ich höre, damit umgehſt, eine Penſion in Frankfurt anzulegen, und ſogar dazu ſchon einige Schritte gethan haſt: ſo iſt es mir eingefallen, ob es Dir vielleicht, die wohl vorzugsweiſe dazu geeignet iſt, conveniren würde, eine ſolche Stelle anzunehmen? Du würdeſt Dich in dieſem Fall, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auf keine

Weiſe darum zu bewerben brauchen; ſondern Dein Ruf würde hoffentlich die Schritte, die ich deshalb bei den Vorſtehern dieſes Inſtituts, deren mehrere mir bekannt ſind, thun könnte, dergeſtalt unterſtützen, daß man eine Aufforderung an Dich dazu ergehen ließe. Dieſer Plan ſchmeichelt meinem Wunſch, Dich auf dauerhafte Weiſe in meiner Nähe zu wiſſen; und obſchon mancherlei Verhältniſſe, zum Theil auch die Einrichtung dieſes Inſtituts ſelbſt, unmöglich machen, mich mit Dir zuſammen zu etabliren, ſo würde mir doch Dein Aufenthalt in Berlin, von wo ich mich wohl ſo bald nicht zu entfernen denke, zur größten Freude und Befriedigung gereichen. Demnach bitte ich Dich um die Freundſchaft, mir hierüber einige Worte zu ſchreiben; und mit der Verſicherung, daß mich, falls es nur in Deine Zwecke paßt, nichts glücklicher machen würde, als Alles, was in meinen Kräften ſteht, an die Ausführung dieſer Sache zu ſetzen, unterſchreibe ich mich

Dein treuer Bruder Hr. Kleiſt.

Berlin, den 11. Auguſt 11.
Mauerſtraße N. 53.

Fräulein Ulrike von Kleiſt,

Hwl.

(Der Brief iſt ohne Datum und Ortsangabe. Die Adreſſe beweiſt, daß er in Frankfurt a. O. geſchrieben iſt. Er ſtammt aus der erſten Hälfte des Oktobers 1814.)

58.

Meine liebſte Ulrike,

der König hat mich durch ein Schreiben im Militair angeſtellt, und ich werde entweder unmittelbar bei ihm Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten. Die Abſicht, in der ich hierher kam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nöthig macht, Geld zu verſchaffen, entweder unmittelbar von Dir, oder durch Dich auf die Hypothek meines Hauſes. Da Du Dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick ſo ungeheuer erſchrocken haſt, ein Umſtand, der mich, ſo wahr ich lebe, auf das Allertiefſte erſchütterte: ſo gebe ich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dieſe Gedanken völlig auf, ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beſchränke mich, entſchloſſen, noch heut Nachmittag nach Berlin zurückzureiſen, bloß auf den andern Wunſch, der mir am

Herzen lag, Dich noch einmal auf ein Paar Stunden zu ſehen. Kann ich bei Dir zu Mittag eſſen? — Sage nicht erſt ja, es verſteht ſich ja von ſelbſt, und ich werde in einer halben Stunde bei Dir ſein.

Dein Heinrich.

(Kleiſts Siegel)

An

Fräulein Ulrike von Kleiſt

Hochwohlgeb.

zu

Frankfurt a./Oder.

59.

Ich kann nicht ſterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und ſomit auch, vor allen Andern, meine theuerſte Ulrike, mit Dir verſöhnt zu haben. Laß ſie mich, die ſtrenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleiſten enthalten iſt, laß ſie mich zurücknehmen; wirklich, Du haſt an mir gethan, ich ſage nicht, was in Kräften

einer Schweſter, ſondern in Kräften eines Menſchen ſtand, um mich zu retten: die Wahrheit iſt, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken, nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das iſt der herzlichſte und innigſte Wunſch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam —,
— am Morgen meines Todes.

Dein

Heinrich.

Anhang I.

Brief von Fräulein Ulrike von Kleist an den französischen General Clarke, Gouverneur von Berlin.

Monsieur.

Je ne viens pas solliciter nne faveur anprès de Votre Excellence, mais je viens demander justice. Je puis donc espérer, qu'Elle daignera m'ecouter et m'accorder ce que je demande; c'est lui rendre service à Elle même que de lui fournir l'occasion d'exercer des vertus, qui Lui sont chères.

Je me contente d'exposer simplement les faits ils parlent assez d'eux-mèmes.

Mon frère .... est arrivé à Berlin vers la fin de Janvier, avec des passeports visés par les autorités Françaises; autrefois officier dans l'armée du Roi, il ne l'est plus depuis huit ans qu'il a demandé et obtenu son congé; il venait de Koenigsberg, où il avait travaillé à la Chambre des Domaines comme volontaire, ponr se former aux affaires de finance; et il comptait se rendre à Dresde, afin de cultiver paisiblement les lettres et les arts, qu'il aime et auxquels il s'est voué; mais au lieu de pouvoir se rendre à la destination qu'il avait choisie,

il s'est vu arrêté ici sans raison à lui, comme sans examen préalable, et non seulement on l'a emmené comme prisonnier, mais on le traite comme s'il s'était rendu coupable de quelque délit et privé de la liberté, il languit dans un cachot au château de Joux.

Ces faits sont de la plus exacte vérité; je suis prête à les prouver et à fournir à Votre Excellence tous les renseignements qu'Elle demandera, et tous les témoins qu'Elle voudra entendre.

Je le répète, je demande justicc; Votre Excellence est trop intéressée, elle-même, à ce que justice se fasse, pour que j'ajoute d'autres considérations à celle qui est toute-puissante sur son ame généreuse.

Si Votre Excellence consulte la voix publique, Elle pourra facilement apprendre, que mon frère n'est pas sans nom et sans réputation dans le monde littéraire en Allemagne, et qu'il est digne de quelque intérêt; mais Votre Excellence rendroit justice à l'homme le plus obscur et le plus ignoré, ainsi cette enquête serait superflue, et Elle pardonnera cette réflexion à la tendresse d'une soeur affligée qui en perdant son frère a perdu ce qu'elle aime le plus au monde.

Veuillez donc, Monsieur, porter la consolation dans mon ame et vous hâter de donner des ordres, pour que mon frère soit incessamment mis en liberté, et que le mal-entendu dont il a été la victime, soit éclairci.

J'ai l'honneur d'etre avec la plus haute considération

Monsieur

de Votre Excellence

la très humble et très obéissante servante.

(Antwort des Generals Clarke).

Berlin, 8. avril 1807.

J'ai reçu, Mademoiselle, la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 3 de ce mois. Monsieur Votre frère en passant du quartier général ennemi derrière l'armée française, s'est exposé à être regardé comme espion, et je l'ai même traité avec indulgence en le faisant conduire en France. Sur la demande de Mr. le ministre d'état D'Angern j'avais donné des ordres pour adoucir la rigueur de cette conduite, mais ils sont arrivés trop tard. J'ai écrit au ministre de la guerre pour l'inviter à permettre à monsieur votre frère de retourner dans ses foyers; je désire, que cette demande soit accordée.

Je Vous prie, Mademoiselle, d'agréer mon respect.

Le gl de don gouverneur gl de Berlin etc. etc.

Clarke.

Mlle Ulrique de Kleist à Berlin.

Anhang II.

Aus den Aufzeichnungen Ludwigs von Brockes.

Unter den Jugendfreunden Kleists, die in seinen Briefen an die Schwester erwähnt sind, ist Ludwig von Brockes am eingehendsten behandelt und am liebevollsten gezeichnet. Kleist nennt ihn einen trefflichen jungen Mann, wie er wenige in seinem Leben gefunden hat. Für die Kleistforschung ist er schon deswegen besonders bemerkenswert, weil er, wenigstens in einer bestimmten Lebensperiode den nachhaltigsten Einfluß auf die geistige Entwicklung des Dichters ausgeübt hat. Bereitwillig geht er auf den Vorschlag des Freundes ein, hilft ihm bei seinem Vorhaben, unterstützt ihn mit großen Geldopfern und sorgt auf der Reise mit nie ermüdendem Wohlwollen, mit stillem und anspruchslosem Eifer und wohlthuendem Zartgefühl bis ins Kleinste für des Freundes Behagen. Unter seiner Führung sehen wir den Menschen Kleist allmählich zum Dichter heranreifen. Vorahnend sagt Varnhagen von Brockes: „Sein Name ist nirgends in der Literatur oder sonst in der Öffentlichkeit durchgedrungen; aber er verdient um so mehr festgehalten zu werden, da vielleicht noch künftige Denkmale seiner vielfach eingreifenden Persönlichkeit an das Licht treten."

Über den Lebensgang dieser interessanten Persönlichkeit ist

nur wenig bekannt; ein lückenhaftes Material habe ich in meinem Buche: das Kleiſt-Problem (Georg Reimer Verlag, Berlin 1903) zuſammengeſtellt. Da es im Weſentlichen mündlicher Tradition in der Familie entſtammt, ſo bedarf es noch der kritiſchen Nachforſchung. Wichtiger als die einzelnen Daten über ſein Lebensſchickſal, erſcheinen mir einige Aufzeichnungen und Eintragungen, die mir in einem umfangreichen Schreibhefte v. Brockes' vorliegen. Es ſtellt eine Sammlung von Entwürfen, Excerpten und Vormerkungen dar, die größtenteils der Lectüre entſtammen, zum Teil aber auch ſelbſtſtändige Gedanken und Stimmungen wiedergeben. Ich ſtelle im Folgenden die Bemerkungen aus Brockes' Hefte, die von ihm ſelbſt zu ſtammen ſcheinen, zuſammen; unter ihnen ſind namentlich die erſten beiden bemerkenswerth, da ſie der Zeit nach dem Zuſammenleben mit Kleiſt angehören und offenbar ſich auf des Dichters Perſönlichkeit beziehen. Damit aber geben ſie eine kleine Charakteriſtik des Dichters und ein Spiegelbild ſeines Seelenlebens.

I.

Woher die immer mehr überhandnehmende Unzufriedenheit der jungen Leute mit ihrem Zuſtande, worüber man heutigen Tages ſo häufige Klagen hört? Man ſagt, es ſei nicht immer ſo geweſen, alſo müſſen die Urſachen derſelben in unſeren Tagen erſt entſtanden oder doch vervielfältigt ſein. Und dieſe Urſachen, welche ſind es? In äußeren Umſtänden können ſie nicht liegen, daß ſo häufig diejenigen Jünglinge, denen es an keinem äußeren Gute fehlt dieſes innere Mißbehagen fühlen, das ſie ſelbſt bis in die glänzendſten Zirkel der Geſellſchaft, und bis in die Tempel der verſchiedenſten Vergnügungen der Kunſt und des Geſchmacks verfolgt. Um-

geben von allem, was den Sinnen ſchmeichelt, was den Verſtand unterhält, entlockt ihnen dies alles höchſtens ein augenblickliches Lächeln, aber nie füllt es die tötliche Leere, die ſie tief im Herzen empfinden. Befreit von jeder Sorge ſelbſt in die Zukunft hinaus, vor jedem Kummer, ſo wie nur Sterbliche es ſein können, geſichert, fühlen ſie ſich dennoch nicht glücklich; ſuchen und ſtreben nach einem unbekannten Etwas, wovon ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben vermögen, ſuchen und ſtreben, und finden es nicht. Und meiſtens leiden an dieſer wahren Seelenkrankheit diejenigen, die ſich von anderen durch Geiſtesfähigkeiten und durch tiefe und freie Empfindung unterſcheiden, kurz die vorzüglicheren unter den Jünglingen. Denn die übrigen, aus gröberem Thon gebildet, ſind zufrieden ſolange ihre Sinne Beſchäftigung haben, und dieſe finden ſie leicht, da ſie in ihrer Wahl eben nicht ekel zu ſein pflegen. Sind dieſe mismuthig, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, daß es nur eines vollen Geldbeutels bedarf, um ihre gute Laune ſobald als möglich wiederherzuſtellen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht körperlich leiden. Denn Mangel an ſinnlicher Freude iſt größtentheils die einzige Quelle des Mißvergnügens bei Leuten dieſer Art. Aber jene, deren Herz Befriedigung fordert, ſelbſt in dem Augenblick, wo im Genuß aufgelöſt, jede Nerve bebt und alle Sinne doppeltes Leben empfangen zu haben ſcheinen, jene, zu ihrer Qual wie zu ihrer Seeligkeit, mit feinerer Empfindung begabt, verziehen kaum die Minen zum Lächeln, wenn ihre leicht befriedigten Brüder in lauter Jubel verkünden, daß ſie nun den Gipfel der ihnen gewiß genießbaren Glückſeligkeit erreicht haben. Und doch beneidet ihr Edleren ſie nicht um ihre lärmende Freude, ihr wißt es, euer Herz ſagt es euch, daß es ein beſſeres Glück geben muß, wenn ihr es gleich noch nicht gefunden habt. Wenn es aber wirklich ein ſolches giebt, ſo wird eure unruhige Unbehaglichkeit

nicht ewig dauern, was euer Herz fordert wird euch einſt gewährt werden müſſen. Es ſind Gegenſtände da, rufen uns die Weiſeren, die Erfahreneren zu, die das ungeſtüme Verlangen befriedigen, das die jugendlichen Seelen ſo misvergnügt, ſo unſtät macht, die ganz das ſehnende Herz erfüllen und keine Leere mehr darin übriglaſſen. Reine, wahre, innige Liebe, ſtandhafte, feſte auf Achtung gegründete Freundſchaft, allgemeines Wohlwollen, nützliche Thätigkeit durch dieſes erzeugt, und Wiſſenſchaft, die die Neigungen immer mehr veredelt, und deren Geiſt immer vorurtheilsfreier, und hellſehender macht; dieſe, und deine erhabenen wie deine ſanfteren Schönheiten o Natur, Ernährerin, Pflegerin, Zauberin für die Menſchheit, dieſe ſind die Gottheiten, in deren Heiligthümern ſie wohnt, die Zufriedenheit die ihr ſucht, die Glückſeligkeit wonach eure Herzen ſich ſehnen. Ihre Namen, wer hätte ſie nicht gehört, wer kennte ſie nicht? Aber wie viel geſchieht nicht, unwiſſend zwar, oder vielleicht gar in der beſten Abſicht, um uns von näherer Gemeinſchaft mit ihnen abzuſchrecken, zu entfernen. Wozu werden wir faſt alle erzogen? Zum Genuß wirklichen Glücks, zur Gemeinnützigkeit? O nein, zum glänzen, zum hervorragen über andere, kurz zu armſeligen unglücklichen Geſchöpfen, die bei jedem Gedanken, bei jeder Handlung immer nur Eitelkeit und Selbſtſucht zum Zweck haben, weil man von der Wiege an dieſen Götzen uns zur Anbetung aufſtellte, und ſie dereinſt durch Gewohnheit uns zur anderen Natur ward; uns ſelbſt unbewußt.

II.

Wer mit warmem, gefühlvollem Herzen, mit einem Herzen geboren ward, das ſich gern an ſeine Brüder und unter ihnen vorzüglich an die anſchließt, die zur kleinen Zahl

der Edlen gehören, und dann immer und immer wieder zurückgewieſen ſich ſieht, durch den kalten Blick derer, die nur nach der äußeren Hülle ſchnell die unſichtbare Seele beurteilen, weil ihm das nicht ward, was gleich beim erſten Anblick gefällt und einnimmt — o wie ſchmerzlich ſind deſſen Empfindungen, wenn jener erkältende Blick trifft und unwiderſprechlich ihm ſagt, er werde verkannt! — Hingehen möchte er dann, in eine einſame Wüſte, fern von allen lebendigen Weſen und den Schmerz ausweinen, der ſein Innres zerreißt, daß er ſich ausgeſtoßen ſieht von denen, die er liebte, wie er ſich ſelbſt liebt. — Nur der Gedanke an den, der mit gerechter Hand jedem ſeiner Geſchöpfe Freud und Leid zuwog, vermag dann die Finſternis zu erhellen, die ihn umhüllt. Zu ihm blickt er auf und verehrt ſchweigend ſeine Wege, die früh oder ſpät dahin führen, wo alles immer heller und heller wird, bis auch der kleinſte Nebel vor den mächtigen Strahlen der Wahrheit dahinſinkt und tiefanbetend, erfüllt mit Dank und Entzücken die ſeeligen Geiſter alle in Klarheit und Licht, von allen Erdenfeſſeln entbunden, unendlicher Wonne Genuß empfinden.

III.

Findet man unter Verbrechern oft ſchöne Leute? Mich dünkt, nach Verhältnis ungleich weniger, als wenn man die Menſchen überhaupt im Durchſchnitt in Hinſicht der körperlichen Bildung betrachtet. Es iſt unſtreitig, daß die Seele den Körper bildet, und daß daher äußere Schönheit auch auf innere ſchließen läßt. Wie lebhaft wird nicht dieſe Überzeugung in jenen Häuſern, wo der Auswurf der Menſchheit für ſeine Unthaten büßt. Oder ſollten dieſe lichtſcheuen Augen, dieſe verzerrten Phyſionomieen, dieſer unharmoniſche Körper-

bau, dieſe unwürdigen Attituden erſt durch die Strafe und die Behandlung in den Gefangenhäuſern, und Sclavenbehältniſſen entſtanden ſein? Gewiß wird die Häßlichkeit hier nicht vermindert; alſo wahrſcheinlich gilt beides: der vieljährige Verbrecher und Laſterhafte hat in ſich ſchon eine unangenehme Bildung erhalten, und dieſe verſchlimmert ſich unter ſeines Gleichen, unter der Laſt harter Arbeit und ſchlechter Koſt und dem Mangel aller übrigen Pflege. Man braucht ſie nicht zu hören, dieſe Unglücklichen, man braucht ihre Geſchichte nicht zu wiſſen, ihr Anblick allein iſt ſprechender als jede Erzählung, er erſchüttert durch dunkle unwillkürliche Gefühle das Herz und rechtfertigt den Vorzug, den man ſtets körperlicher Schönheit zu geben ſich gezwungen fühlt, und das Intereſſe, welches dieſe ſogleich beim erſten Blick für ſich einflößt. Wer wäre nicht gegen ſie empfindlich? Dieſes Gefühl iſt allgemein und gehört zu denen, die uns angeboren ſind.

IV.

Der Einfluß des Körpers auf die Vorſtellungen und Urtheile der Seele iſt faſt unbegrenzt, und von den äußeren Empfindungen z. B. der Wärme, der Kälte hängen oft die plötzlichſten Veränderungen der Laune und des ganzen Gemütszuſtandes ab. Wohl hat der große Friedrich recht: l' homme est plus sensible que raisonnable. Nicht oft genug kann man daher Eltern und Erziehern die unausgeſetzteſte Sorgfalt für Erhaltung der Geſundheit ihrer Zöglinge empfehlen, und nichts in der Welt iſt koſtbar und wichtig genug um Vernachläſſigung in dieſer Hinſicht verſagen zu können.

V.

Der Beifall, den andere unſeren Freunden oder unſeren Geliebten geben, iſt uns immer ſchmeichelhaft und gewährt

ein lebhaftes Vergnügen, weil er unſere Wahl rechtfertigt, und mehrſtens alsdann, wenn wir ſelbſt aus irgend einer Urſache dieſe Wahl nicht durchaus in jeder Hinſicht vertheidigen zu können glauben. Aber wie leicht regt ſich dieſes Vergnügens ungeachtet, die Eiferſucht? —

VI.

Glückliches Volk, deſſen Väter mit weiſer Wahl ihre Jünglinge zu dem bilden, wozu jeden mit beſonderen Kräften und Anlagen die reiche Natur ausſtattete; glückliches Volk, deſſen menſchliche Verfaſſung jedem einzelnen die Befriedigung jedes edeln Naturtriebs mit Mutterliebe erlaubt, die keines ihrer Kinder vergißt; deſſen Oberhaupt in keinem Augenblicke je der Gedanke aus der Seele entfloh, daß er aller Vater, keines einzigen Herr ſei; dreimal glückliches Volk, biſt du nirgends auf Erden? In keinem Thal, auf keinem Gebirge der kreiſenden Welt?

VII.

Ein Weib, das die Huldigungen eines Liebhabers verſchmähte, wird es doch faſt immer mit einem geheimen Widerwillen ſehen, wenn er ſie einer andern darbringt, und ebenſo der Mann, der nicht gewiß war das Zuvorkommen eines Weibes zu benutzen wird es übel empfinden, wenn ſtatt ſeiner ein anderer gewählt wird.

VIII.

Wagt es nicht Despoten, wagt es nicht Erzieher die heiligen, die ewigen Geſetze der Natur im Menſchen mit Füßen zu treten. Einſt erwachen ſie aus dem künſtlichen

Schlafe, in den ihr ihn einzaubertet, und fürchterlich werden ſie ſich rächen; ſich und die unglücklichen Schlachtopfer eurer Gewalt, die Wehe über euch ſchreien.

IX.

Kam die Aufforderung zur Erfüllung eines Verſprechens das ich ſeit 10 Monaten unerfüllt laſſen konnte, wirklich von Ihnen ſelbſt, auf Ihre eigene Veranlaſſung; ſo beweiſt ſie mehr für Sie, als Ihr gutes immer zärtliches, anſpruchsloſes Herz vielleicht ahndet. Tauſend andere würden im Gefühl des beleidigten Stolzes über ein ſo langes Stillſchweigen es für Erniedrigung gehalten haben, den Vergeſſenen an ſein Verſprechen zu erinnern, da er von ſelbſt deſſen ſich nicht zu erinnern ſchien, oder wenigſtens ihr Andenken für erloſchen halten; und ſo vielleicht ohne große Bemühung den Überreſt ihrer eigenen Empfindungen für den Strafbaren nicht bewahren und allmählig eine Vereinigung gänzlich zu Grunde gehen laſſen, die ſchon Jahre zählte und auf unſerer beider Laufbahn doch manche Blume entſtehen ließ. Allein Sie, der Sie ſelbſt ſo wahr und innig fühlen, was ungeheuchelte und ungekünſtelte Freundſchaft iſt, wußten auch mich richtig zu beurtheilen, und dafür ſage ich Ihnen den wärmſten Dank. Sie wußten es wohl, daß ich nicht im Stande ſein könnte, weder Sie, noch die mannigfaltigen Beweiſe Ihrer Anhänglichkeit für mich, noch die Tage und Stunden zu vergeſſen, die wir zuſammen verlebt haben, und daß alſo andere Urſachen als eine ſolche, die Sie beleidigen und mich beſchimpfen würde, mein Schweigen veranlaßt haben müßten. Keine Vorwürfe, keine Klagen, nur eine zärtliche Bitte ſetzen Sie ihm entgegen, und verachten auch nicht durch den leiſeſten Wink, daß ſie alle die Anſprüche fühlten, die Sie

zu einem ganz andern Betragen von meiner Seite berechtigen. Wirklich ich glaube noch nie ſo wahr geliebt worden zu ſein, aber gewiß iſt auch meine Dankbarkeit eben ſo wahr, und oft werfe ich mir vor, daß ich ſie damals als wir noch beiſammen waren, wohl noch deutlicher manchmal hätte zu erkennen geben können. Und doch waren Sie immer mit mir zufrieden, immer gleich ſanft, immer gleich gefällig und nachgebend gegen meine Eigenheiten, meine Launen, obgleich Sie nicht einmal die Urſachen davon einſehen konnten. Ich wußte und ſehe es täglich, daß ich den erſten Platz in Ihrem Herzen hatte, aber weit entfernt ein Gleiches von mir zu verlangen, erfüllte Sie jeder, auch der kleinſte Beweis meiner Zufriedenheit mit der lebhafteſten Freude, und Sie verlangten für die liebevollen Bemühungen zu meinem Vergnügen keinen Dank, als den daß ich nur froh war. Unverdorbene Seele, Zögling der liebenden Natur, wie wenige ſind, die Dir gleichen.

Nicht wahr, Sie gedenken meiner jetzt oft, wenn Sie alle die bekannten Gegenden wieder betreten, wo wir miteinander die blühende Natur in ihren tauſendfachen Scenen der ſanften Freude genoſſen. Der grünende Wald, die flötende Nachtigall, der aufgehende Mond, die ſchweigende Nacht, der Abend, wenn er ſich im ſtillen Fluſſe ſpiegelt, oder der ſtrahlenreiche Mittag, alles wird Sie an Ihren abweſenden Freund und an die Vorzeit erinnern. Möchte Ihnen doch mein Verluſt ganz erſetzt ſein, ich wüßte Sie ſo gerne recht glücklich, und ich weiß, daß Sie das ohne Freundſchaft, wie Sie ſie für mich empfanden, nicht ſein können; das ſagte mir ſo oft ihr heitrer Blick, wenn wir uns trafen, das ſagten mir Ihre Thränen, als wir ſchieden.

Kurze Erläuterungen und Notizen zum Brieftext.

1. Maximiliane Auguſta Catharina v. Kleiſt heiratete den Lieutenant v. Pannwitz, der im Regiment von Zeuge in Frankfurt a. O. ſtand. Heinrich v. Kleiſt hatte zwei Stiefſchweſtern, drei rechte Schweſtern und einen Bruder. Von den Schweſtern waren alle bis auf die Stiefſchweſter, Ulrike, verheiratet. In der Folge ſind öfters die Schweſtern unter ihrem Frauennamen reſp. des Dichters Schwäger erwähnt. Es ſeien deswegen ihre Namen hier der Reihe nach angeführt. Kleiſts Vater hatte aus erſter Ehe zwei Töchter:

1. Wilhelmine vermählt mit Ernſt v. Löſchbrand auf Preskow bei Fürſtenwalde.

2. Ulrike, unverheiratet.

Aus der zweiten Ehe entſtammen die folgenden Schweſtern des Dichters:

1. Friederike, vermählt mit Philipp von Stojenthin auf Schorin und Darſow bei Stolp.

2. Maximiliane Auguſta Catharina, vermählt mit Lieutenant Wilhelm v. Pannwitz im Regiment Zenge.

3. Juliane, vermählt mit Guſtav v. Weyer auf Bozepot.

Der jüngere Bruder des Dichters hieß Leopold. (ſ. unter 4).

2. Die in den Briefen häufig erwähnte „Tante Massow“ war eine Schwester von Kleists Mutter und hieß Augusta Helena v. Massow; sie war die Gattin Ewalds v. Massow, der am 4. August 1784 als Major a. D. gestorben war. Als Wittwe lebte sie in Frankfurt und zwar in einem städtischen Hause und unterhielt rege verwandtschaftliche Beziehungen mit den verwaisten Kindern ihrer Schwester. Sie starb am 11. Januar 1809 in Gulben bei Kottbus im Hause ihrer Nichte Auguste v. Pannwitz. Jedes ihrer vielen Nichten und Neffen bedachte sie mit 400 Thalern Courant, welche Summe sechs Monate nach ihrem Tode ohne Zinsen ausgezahlt werden mußte. In ihrem Testament vom 5. April 1803 findet sich der angegebene Betrag auch bestimmt für „Heinrich v. Kleist, jetzt auf Reisen“.

3. Der Name findet sich in der Liste französischer Emigranten zu Frankfurt.

4. Leopold Friedrich v. Kleist war drei Jahre jünger als der Dichter, diente zunächst im Infanterie-Regiment Nr. 24 seiner Vaterstadt, in dem auch sein Vater Offizier gewesen war. Mit dem Regiment rückte er am 8. Mai 1794 zum polnischen Insurrectionskrieg aus. Am 27. Februar 1795 wurde er zum Fähnrich und am 7. Oktober 1797 zum Lieutenant befördert; am 13. Juli 1799 erhielt er seine Versetzung in das Regiment Garde Nr. 15 B nach Potsdam. Als Major nahm er hier seinen Abschied am 30. März 1811. Er lebte in Stolp als Postmeister und starb daselbst am 4. Juni 1837 zufällig an dem Tage, an welchem der Kronprinz bei ihm zu Besuch war.

5. Die Wittwe, Frau Landräthin Agnese Philippine Sophie v. Gloger stand der Familie v. Kleist nahe, da sie sich 1784 unter den Paten der jüngsten Kleistschen Tochter Juliane befand. Sie besaß bis 1793 ein Haus in der Ober-

ſtraße, in dem Prof. Gottfried Huth, der ſpätere Lehrer des Dichters wohnte.

6. Carl Samuel Protzen, 1745 geboren, war Feldprediger im 24. Infanterie-Regiment zu Frankfurt, ſchied 1782 aus, um in Züllichau ein Amt zu übernehmen und wurde 1788 als Oberpfarrer nach Frankfurt zurückberufen, wo er 1817 im Amte ſtarb. Er hat die Taufe an dem Dichter vollzogen.

7. Kleiſt erhielt ſeine früheſte Bildung im Elternhauſe durch den nach Beendigung ſeiner Studien interimiſtiſch angeſtellten Theologen, den ſpäteren Frankfurter Rector Conſiſtoralrat Martini. Er war als Sohn des Bäckermeiſters Adam Martini zu Frankfurt am 22. November 1762 geboren und erhielt ſeine Schulbildung auf dem Lyceum ſeiner Vaterſtadt. Nach vollendetem Studium zu Frankfurt war er mehrere Jahre Hauslehrer, wurde 1797 Subdirector der Schule, die er beſucht hatte und 1813 Rector der neuen Bürgerſchule zu Frankfurt. Mit der Familie des Dichters blieb er ſein Leben lang befreundet. Durch Krankheit genötigt, ſuchte Martini 1820 ſeine Penſionierung nach und ſtarb im Mai 1833.

8. Unter den Univerſitätslehrern in Frankfurt, deren Namen wir auf S. 44 angegeben finden, ſchloß ſich Kleiſt beſonders eng dem Geſchichtsprofeſſor Hüllmann an und dem Mathematiker und Prof. der Naturwiſſenſchaften Wünſch. Namentlich der Einfluß Wünſchs auf den jungen Studenten war ein tiefgehender und andauernder. Kleiſt ſtudirte mit Eifer und einem großen Enthuſiasmus ſeine „Kosmologiſchen Studien", er machte ſich ſeine Anſchauungen über Religion zu eigen und behielt bis an ſein Ende die Vorliebe für phyſikaliſch-naturwiſſenſchaftliche Probleme. Über Wünſch äußert ſich Berthold Schulze: „Dieſer ungewöhnlich begabte Mann wäre ſelber einer biographiſchen Darſtellung wert. In ſeinem Lebensgange, dem Aufſteigen aus den niederſten Verhältniſſen erinnert er an Jung

Stilling. Entſtammend aus einer armen Weberfamilie in Hohenſtein im ſächſiſchen Erzgebirge, verlebte er eine harte, entbehrungsreiche Jugend und half früh ſchon in der Weberei mit. Wie Jung lebte auch er ſeine frühen Jahre im Kreiſe pietiſtiſch angehauchter kleiner Leute, und ſein Sinn war von früher Jugend an auf die Ergründung religiöſer Fragen und Zweifel gerichtet. Wie Jung ſtets auf ein unmittelbares Eingreifen der Vorſehung in ſeine Schickſale, wenn ſie ſich kritiſch geſtalten, baut, ſo auch Wünſch: das zeigt ſchon der Titel ſeiner Selbſtbiographie. Während aber Jung in dem gemüthlichen Aufgehen in Gottes Willen ſeinen Frieden fand, regte ſich frühe in Wünſch der Trieb, die Vernunft in religiöſen Dingen mitreden ja ſogar ſie als faſt einzige Inſtanz gelten zu laſſen, und er wurde ſo ſchließlich zu einem Aufklärer erſten Ranges, dem man den landläufigen Vorwurf der Seichtheit nicht ganz erſparen kann. Zeuge iſt ſein anonym erſchienenes Buch „Horus, oder aſtrognoſtiſches Endurteil über die Offenbarung S. Johannis“, (Ebenezer, im Verlage des Vernunfthauſes 1783), welches ſeiner Zeit Aufſehen erregte. Von ſeinen übrigen Arbeiten erwähne ich: Biographie meiner Jugend, oder der durch den Komet von 1769 in einen Profeſſor verwandelte Webermeiſter. Auch eine Beſtätigung des Glaubens, daß Gottes Vorſehung über den Menſchen waltet.“ „Kosmologiſche Unterhaltungen für die Jugend“ und „Unterhaltungen über den Menſchen“. Das Buch über ſeinen Lehrer Güpner, einen der wunderbarſten Autodidacten, ſelber Webermeiſter in Hohenſtein: „Denkmal eines mathematiſchen Leinewebers“. Schließlich die durch Goethes Angriff bekannt gewordenen: „Verſuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts.“ — Was das äußere Leben des Mannes anbelangt, ſo machte er die ganze Stufenleiter ſeiner Weberzunft durch, wobei er ſeinen Wiſſensdurſt verſtohlen und mangelhaft befriedigte. Ein abenteuerlicher

Plan der Auswanderung nach Oſtindien führte den Mittelloſen nach Leipzig; wie Jung in Straßburg findet er von Fall zu Fall weitere wunderbare Hilfe, ſeine Geſchicklichkeit im Anfertigen von Planetarien gelegentlich des Erſcheinens eines Kometen ſchafft ihm Geld und Ruf: er ſtudiert Medicin in Leipzig, und wir finden ihn endlich in Frankfurt als Profeſſor und Lehrer Kleiſts.

9. Die Familie des Generalmajors v. Zenge, welche unmittelbar neben der Familie v. Kleiſt wohnte und mit ihr intim befreundet war. Der Dichter trat in nahe Beziehung zu der älteſten Tochter Wilhelmine (Minette), der ſpäteren Frau Prof. Krug; eng befreundet war er außerdem mit der nächſtälteſten Tochter Luiſe. Von den übrigen fünf Geſchwiſtern ſtand ihm der älteſte Sohn der Familie, Karl, nahe. Er war in demſelben Jahre wie der Dichter geboren, hieß mit ſeinem vollen Namen Karl Friedrich Georg v. Zenge und ſtarb als Secondelieutenant und Adjutant des Gräflich v. Kunheim'ſchen Inf.-Regiments und Grenadierbataillons v. Kleiſt im Alter von 25 Jahren. — Über das Verhältnis Kleiſts zu Wilhelmine iſt viel geſchrieben und ſeine Briefe verſchieden ausgelegt worden. Vielleicht iſt eine Thatſache, die ich hier nur kurz hervorheben kann, und die bisher von der Kleiſtforſchung überſehen wurde, geeignet, das Verhältnis beider in ein neues Licht zu ſetzen. Es beſtand zwiſchen den Familien Kleiſt-Zenge nicht bloß eine freundſchaftliche, ſondern auch eine nahe verwandtſchaftliche Beziehung. Das Verhältnis beider muß unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet werden.

10. Friederike Eliſabeth v. Kleiſt, geb. v. Tauentzin. Ihr Gatte war der damals ſchon verſtorbene Kammerherr Auguſt Wilhelm v. Kleiſt, welcher 1781 ſeinen Abſchied als Stabskapitän im Regiment v. Düringshofen in Frankfurt erhalten hatte und darauf neben anderen Beſitzungen das Rittergut

Tzschernowitz bei Guben kaufte. Frau v. Kleist besuchte in Frankfurt ihren Sohn Friedrich Leopold Ludwig v. Kleist, welcher 1780 in Frankfurt geboren, daselbst Cameralia studirte.

11. Ein der Familie v. Schönfeld noch jetzt gehörendes Gut bei Cottbus.

12. Des Dichters Mutter war eine geborene v. Pannwitz. Caroline war eine Tochter des Onkels Pannwitz, die den später in diesen Briefen häufig erwähnten Herrn v. Gleißenberg, einen der intimsten und frühesten Freunde des Dichters heiratete.

13. Vergl. S. 115.

14. Der Vater des Dichters.

15. Die Frau des aus Pommern stammenden Stabs-Capitains v. Grumbkow.

16. General Kleist von Nollendorf.

17. In die „Tabelle über die wirklich gehaltenen Vorlesungen" 1799/1800 zu Frankfurt a/O." hat Prof. Wünsch eingetragen: „Experimentalphysik nach Erxleben für eine geschlossene Gesellschaft von 12 illeteratis" den 18. November begonnen, 9. April geschlossen.

18. Karl Gustav v. Struensee, von 1791 bis zu seinem Tode (1804) kgl. preußischer Staatsminister und Chef des Accise- und Zolldepartements, in welchem Kleist als Volontair arbeitete.

19. Wilhelmine v. Zenge.

20. Die Mutter von Ludwig v. Brockes war eine geborene v. Eickstaedt aus Coblentz bei Pasewalk in Pommern.

21. Der Stadtrath und Syndicus George Friedrich Dames war 1753 zu Stolp in Pommern geboren, hatte in Halle studirt, kam 1778 als Advokat nach Frankfurt und wurde 1791 als Stadtrat ins Magistratscollegium berufen. 1809 wurde er auf 12 Jahre zum Syndicus und Stadtrat gewählt, ließ sich 1828 pensioniren und starb im April 1837.

22. Carl Friedrich v. Zenge (ſ. unter. 9).

23. Verfaſſer vom „Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schulatlaſſes“ und „vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung“, ſowie vieler anderer geſchichtlicher und geographiſcher Hand- und Lehrbücher.

24. Kleiſts älteſte (Stief-)Schweſter Wilhelmine war verheiratet mit dem Rittmeiſter Ernſt Ed. v. Loeſchbrand auf Preskow bei Fürſtenwalde. An ſeine Braut hatte Kleiſt am 30. Auguſt 1800 geſchrieben, daß die Löſchbrand ihn noch am Abende vor ſeiner Abreiſe nach Würzburg zu ſich kommen ließ und in ihrer Angelegenheit ſeine Unterſtützung erbeten hatte. Sie lag mit ihrem Manne in Scheidung. Kleiſt mußte vor der Reiſe, wie er berichtet, ſeine Unterſtützung verweigern; nunmehr, nach ſeiner Rückkehr nimmt er ſich der Angelegenheit ſeiner Schweſter mit Eifer an.

25. Der ſpätere General-Lieutenant Rühle v. Lilienſtern, etwas jünger als Kleiſt, gehört zu ſeinen intimſten Freunden ſchon in der Potsdamer Dienſtzeit. Er ſtand auch ſpäter in fortdauerndem geiſtigen und beſonders literariſchen Gedankenaustauſch mit Kleiſt. Seine namentlich in der Dresdener Periode herausgegebenen größeren ſtaatswiſſenſchaftlichen, militäriſchen und literariſchen Werke ſind zweifellos von Kleiſt beeinflußt. Der Nachweis muß einer beſonderen Unterſuchung vorbehalten bleiben. Der intime perſönliche und briefliche Verkehr beider ſcheint etwa bis zur Prager Reiſe des Dichters anzuhalten; wahrſcheinlich iſt das intime Verhältniß der beiden durch Rühles Verheirathung geſtört worden.

26. Er gehörte ebenfalls zu Kleiſts intimſten Freunden während ſeines Potsdamer Aufenthaltes und heirathete ſpäter ſeine Couſine Caroline v. Pannwitz. Für ſeine hervorragende, auch von Kleiſt gerühmte Tüchtigkeit ſpricht der Umſtand, daß er frühzeitig als Gouverneur in die Ecole militaire berufen

wurde, welche über die tüchtigſten Lehrkräfte verfügte. Als Oberſtlieutenant fiel er in der Schlacht bei Leipzig.

27. Kleiſt reiſte, nachdem er ſich in Frankfurt a. M. von Ulrike getrennt hatte, gemeinſam mit dem Maler und Kupferſtecher Lohſe nach der Schweiz. Die Bekanntſchaft mit ihm hatte er in Paris gemacht, und zwar war ſie vermittelt durch ſeine Freundin Karoline v. Schlieben, die Braut Lohſes. Der Maler ging in die Schweiz, um landſchaftliche Studien zu machen; ſpäter ließ er ſich in Mailand nieder, wo er auch ſtarb.

28. Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Leipzig, dem ſich Kleiſt, wie Ulrike ſelbſt berichtet, in heiterſter Laune und auch mit beſonderer Zuneigung angeſchloſſen hatte.

29. Die Familie v. Schlieben, die aus einer Wittwe mit zwei Töchtern und einem Sohne beſtand, hatte Kleiſt und Ulrike in Dresden während ihrer gemeinſamen Reiſe kennen gelernt. Ein Verwandter, der Lieutenant v. Einſiedel, hatte ſie dort eingeführt.

30. Heinrich Zſchokke, der fruchtbare Novelliſt, war mit der Familie Kleiſts jedenfalls ſchon aus der Zeit bekannt, in welcher er zu Frankfurt Privatdocent war.

31. Gutsbeſitzer in der Nähe von Cottbus.

32. Die Töchter des berühmten Aſtronomen Lefrançais de Lalande. In ihrem Hauſe hatten die Geſchwiſter in Paris täglich verkehrt.

33. Heinrich Geßner, der Sohn des Idyllendichters.

34. Ludwig Wieland, der Sohn des Oberondichters.

35. Eliſabeth Magdalena Stettler, geboren d. 20. Juli 1777.

36. Ein an Werben grenzendes Gut.

37. H. A. Kerndörffer (1769—1846), Lector der deutſchen Sprache und Declamation an der Univerſität Leipzig.

38. Stephanie Félicité Ducrest de Saint Aubin Marquise de Sillery comtesse de Genlis. Früher Erzieherin der

königlichen Kinder, wurde sie unter dem Kaiserreich zur Aufseherin der weiblichen Erziehungsanstalten in Paris ernannt; sie verfaßte zahlreiche Schriften meist pädagogischen Inhalts. Über ihre Beziehung zu Ulrike und den Dichter ist nichts bekannt.

39. Kleist schreibt fälschlich die Besprechung seiner „Familie Schroffenstein" im 36. Stück des „Freimüthigen" im Jahre 1803 Kotzebue zu; in Wirklichkeit war sie von F. L. Huber verfaßt.

40. Ernst v. Pfuel, etwa 2 Jahre jünger als Kleist, war mit ihm schon während der Potsdamer Dienstzeit eng befreundet. Die Beziehung beider dauerte bis zu Kleists Tode. Die Geschichte dieses Freundschaftsbundes muß einer eigenen Studie vorbehalten bleiben.

41. Dorf bei Cottbus.

42. Eine Nichte Kleists.

43. K. L. v. Köckritz, Generaladjutant des Königs.

44. Marquis v. Luccheſini, geborener Italiener, war preußischer Gesandter in Paris und gehörte zu dem intimen Verkehr Kleists und seiner Schwester während ihres Pariser Aufenthaltes. Später war er preußischer Staatsminister, nahm 1806 seinen Abschied und starb 1825 in Florenz.

45. Der Major Peter v. Gualtieri war der Bruder von Kleists Cousine Maria v. Kleist; er stammte aus einem angesehenen italienischen Geschlecht, und einige seiner Vorfahren waren in der katholischen Kirche zu den höchsten Würden aufgestiegen. Er selbst gehörte, wie Varnhagen berichtet, einer protestantisch gewordenen Linie an, war früh in Kriegsdienst getreten, war ein leidenschaftlicher Preuße und großer Freiheitsfreund, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbstdenker und war vor seiner Reise nach Spanien zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs. Er lebte nicht lange in Madrid und starb daselbst im Mai 1805, wie Varnhagen

ſchreibt, an einer durch die Unbilden des Klimas hervorgerufenen Krankheit, wie bald nach ſeinem Tode in der Preſſe verlautete, durch Selbſtmord.

46. Die hier und an anderen Stellen in den Briefen an die Schweſter und auch an Freunde als „die Kleiſten“, manchmal auch als „die Kl.“ bezeichnete Couſine Kleiſts heißt mit ihrem vollen Namen: Maria Margaretha Philippine v. Kleiſt, war eine geborene Gualtieri und die Gattin des in Potsdam garniſonirten Majors Friedrich Wilhelm Chriſtian v. Kleiſt (1764—1820). In ihrem Hauſe verkehrte der Dichter auf das intimſte ſeit ſeiner Potsdamer Militärzeit, ſie hat als Freundin, Beraterin und Helferin während ſeines ganzen Lebens ihm zur Seite geſtanden, und bei allen entſcheidenden Projecten des Dichters, wie auch hier bei der geplanten ſpaniſchen Reiſe, hatte ſie offenbar ihre Hand im Spiele.

47. Friederike v. Kleiſt, des Dichters Schweſter, Gattin des Herrn v. Stojentin.

48. Georg Friedrich Otto v. Kleiſt, geb. 1750, ſeit 1797 Director der Ecole militaire, nachdem er im Jahre vorher als Major ſeinen Abſchied genommen hatte. Er war verheiratet mit einem Fräulein Schmidt, einer reichen Bürgertochter zu Berlin. Den Conſens zur Heirat hatte Friedrich der Große verweigert, ſein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. hatte ihn endlich erteilt. In dem Hauſe des Directors und Oberſten herrſchten ein reger, geſellſchaftlicher Verkehr; es war offenbar einer der gebildeten Cirkel Berlins, von denen ein großer Einfluß ausging. Er ſelbſt ſtand den intimſten Freunden des Dichters freundſchaftlich und beratend ſo nahe, daß wir auch eine engere direkte Beziehung zwiſchen beiden annehmen müſſen. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau heiratete Otto v. Kleiſt im Juli 1806 die Wittwe des Buchhändlers und Verlegers Himburg; im Oktober deſſelben Jahres erſchoß er ſich. Als Todesurſache berichtet die Chronik

der Kleist'schen Familie eine romantisch aufgeputzte Erzählung, nach welcher ihn nach der Schlacht bei Jena die Sorge um seine Zöglinge in den Tod getrieben haben soll. In Wirklichkeit trieben ihn seine Schulden in den Tod. Seine Wittwe ließ wegen der vorgefundenen Schulden den erbschaftlichen Liquidations-Proceß eröffnen. Der Proceß zog sich sehr lange hin wegen der Weitläufigkeit und Schwierigkeit der Sache „indem alle Unordnungen, welche in der Dienstführung des Generalschuldners seit mehreren Jahren eingerissen waren, regulirt und Verhältnisse auseinandergesetzt werden müssen, deren Verwickelung dem Verstorbenen das Leben gekostet hat." Der Proceß war im August 1812 noch nicht erledigt.

49. Eine Freundin Ulrikes und Oberhofmeisterin der Prinzeß Heinrich.

50. Oberpräsidenten Frau v. Auerswald, in deren Hause Kleist viel verkehrte.

51. Geh. Oberfinanzrath und späterer Minister, auf dessen wohlwollende Verwendung Kleist als Diätar der Domänenkammer nach Königsberg versetzt worden war.

52. Ein Jugendfreund Kleists, mit dem er während seiner Potsdamer Militärzeit intim verkehrte. Er stand ihm während seiner französischen Internierung hilfreich bei Seite, wohl aus Dankbarkeit dafür, daß Kleist ihn nach einem verunglückten Selbstmordversuch Tag und Nacht gepflegt und vor der Öffentlichkeit freimüthig seine Partei ergriffen hatte.

53. Ein Gut in der Lausitz, welches die Familie von Schönfeld bewohnte.

54. Landrath Bernhard v. Haza-Radlitz und dessen Frau Sophie geb. v. Taylor. Frau v. Haza heirathete später Adam Müller.

55. Johann Rudolf Graf v. Buol-Schauenstein (1763—1834), österreichischer Gesandter am sächsischen Hofe, später

(seit 1815) Bundestagspräsident, schließlich Minister und Präsident der Hofcommission zu Wien.

56. Appellationsrat Christian Gottfried Körner, in dessen Hause Kleist sein Mündel Emma Juliane Kunze, spätere Frau v. Einsiedel, kennen lernte.

57. Irrtümlich für General Vieth.

58. Staatsrath und patriotischer Dichter Friedrich August v. Staegemann, in dessen Hause er schon während seines Königsberger Aufenthaltes freundschaftlich verkehrte. Unmittelbar vor seinem Tode hat hier Kleist noch vorgesprochen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

In der

Kollektion Behr

erschienen:

1. Fuhr Lina, Von Sorgen und Sonne
   2. Auflage
2. Kleist, Briefe an seine Schwester
   2. Auflage
3. Jonas Lie, Dyre Rein. 2. Auflage
4. Söhle, Musikantengeschichten. 5. Aufl.
5. Du Bois-Reymond, Novellen. 2. Aufl.
6. Nahor, Jesus. 5. Auflage
7. Söhle, Schummerstunde. 2. Auflage
8. Bücking, Brackwasser. 2. Auflage
9. Obstfelder, Novellen. 2. Auflage

003020

Princeton University Library
32101 071962193